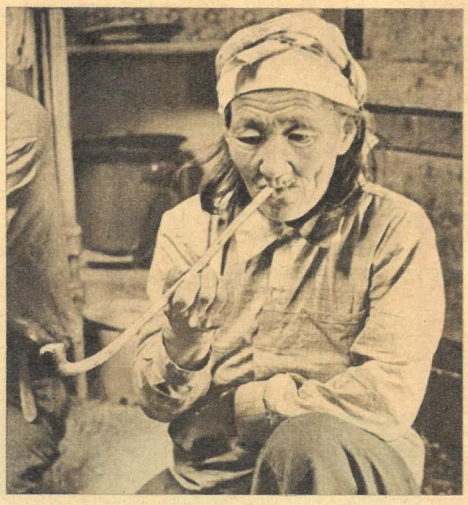
24
2. Juniheft 1965

ZB
ZEIT IM BILD

Nur teilweise heiter, mit böigem Wind

FOTO VETTER



Vom Gestern zum Heute

Die alte, pfeifenrauchende Frau, die noch in der früher landesüblichen Jurte, einem Filzzelt, lebt, erinnert an das Gestern des tuwinischen Volkes. Es wurde in der Vergangenheit von mongolischen Khanen, tuwinischen Feudalen und Kaufleuten des zaristischen Rußlands ausgebeutet. Seine Menschen, Araten (Viehzüchter), nomadisierten und führten ein isoliertes Leben. Sie konnten deshalb ihren Unterdrückern auch keinen organisierten Widerstand entgegensetzen. Einige Aufstände schlugen fehl. Erst die Sozialistische Oktoberrevolution rüttelte das tuwinische Volk im Süden Ostsibiriens auf. So entstand im August 1921 die selbständige Tuwinische Republik. Dreiundzwanzig Jahre später stellte das tuwinische Parlament an den Obersten Sowjet der UdSSR den Antrag auf Eingliederung in die Sowjetunion. Das war jener Schritt vom Gestern zum Heute.

Die ehemaligen Nomaden arbeiten jetzt in Kolchosen und Sowchosen. War früher für sie die Viehzucht alleinige Grundlage ihrer Existenz – nur einzelne Araten betrieben den Ackerbau –, so hat sich mit dem Einsatz moderner landwirtschaftlicher Maschinen die Anbaufläche in den vergangenen zwanzig Jahren auf über das Siebenfache vergrößert. Die jüngste autonome Sowjetrepublik, die früher keine Industrieproduktion besaß, zählt heute bereits über 800 Betriebe. Diese tiefgreifenden wirtschaftlichen Veränderungen waren und sind naturgemäß von wesentlichen Wandlungen auf sozialem und kulturellem Gebiet begleitet. Bis 1930 gab es keine nationale Schriftsprache, weder Schulen noch Universitäten. Heute studieren 2000 tuwinische Mädchen und Jungen an den Hochschulen der Republik. In einem unwahrscheinlichen Tempo geht die Entwicklung in diesem Gebiet, im Zentrum des asiatischen Festlandes, voran. Und die Zeit wird nicht mehr fern sein, da man die Jurten nur noch im Museum und das Leben der Nomaden allein im Theater sehen kann. Die Hauptstadt, Kysyl, bestand vor einigen Jahrzehnten nur aus ein paar ärmlichen Holzhäusern. Das Bild von der Lenin-Allee kann aber ebensowenig das ganze Ausmaß des neuen Lebens zeigen wie die Tatsache, daß der Präsident der Tuwinischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik eine Frau ist, Baikara Doltschanmaa. Die Enkel der einstigen Nomaden, die in Kindergärten heranwachsen, werden das Gestern, das doch erst wenige Jahrzehnte zurückliegt, nur aus Geschichtsbüchern kennenlernen.

FOTOS NOWOSTI

Die Unpolitischen

Es soll noch heute Zeitgenossen geben, die sich bei passender oder unpassender Gelegenheit auf die Brust klopfen und lauthals erklären: „Ich bin unpolitisch!" Und die darauf auch noch stolz sind, weil sie glauben, besonders schlau zu sein. Doch klug geworden sind sie nicht. Denn spätestens vor zwanzig Jahren, mit knurrendem Magen vor Trümmerbergen, hätten sie merken müssen, daß die Auswirkungen einer Politik auch den „Unpolitischen" treffen. Also: Wer „unpolitisch" untätig zusieht, wie gewisse Leute in Bonn einen Krieg vorbereiten, darf sich nicht wundern, wenn auch ihm eines Tages eine Bombe auf den Kopf fällt. Begreift das ein einzelner nicht, so kann das Dummheit sein. Das jedoch von der amerikanischen Militärregierung zu behaupten, wäre glatte Verleumdung! Denn die hat gewußt, was sie tat, als sie in den Junitagen des Jahres 1945 auf öffentlichen Anschlägen jede antifaschistische Tätigkeit verbot. Wie hätten sonst die Lübke, Globke, Trettner, Oberländer und andere Faschisten und Kriegsverbrecher in die Spitzenpositionen des Bonner Revanchistenstaates aufrücken können? Schon vor zwanzig Jahren also ebneten die Ami-Besatzer den großen Nazis den Weg nach oben, indem sie den Antifaschisten jede politische Tätigkeit untersagten. Doch in den gleichen Junitagen 1945 klebte an Mauern und Litfaßsäulen eine andere Bekanntmachung: der Befehl Nummer 2 der Sowjetischen Militär-Administration, der die Bildung antifaschistischer Parteien erlaubte. Und so wandte sich am 11. Juni 1945 die KPD von Berlin aus mit einem Aufruf an das deutsche Volk. Es war das Programm für den Aufbau eines demokratischen Deutschlands, der die Beseitigung der Reste des Faschismus und Militarismus voraussetzte. Die sowjetischen Genossen haben natürlich auch gewußt, was sie taten. Sie haben sogar mitgeholfen, daß Millionen Menschen in unserer Republik, aus der Vergangenheit lernend, politisch tätig geworden sind. Die Entwicklung beweist, wie gut und richtig das war.

Politische Betätigung.

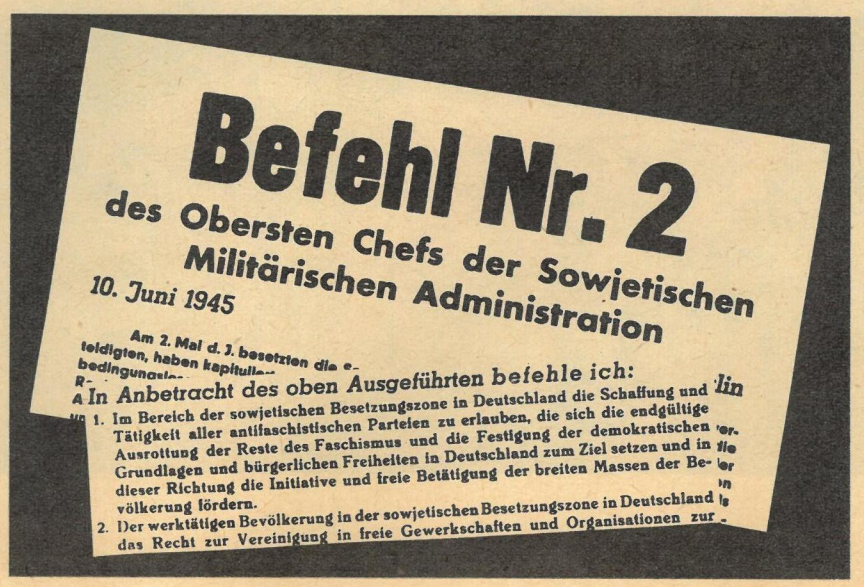
„Deutschen Zivilisten ist keinerlei politische Betätigung erlaubt. Letzte Berichte geben an, daß einige Personen „Anti-Nazi"-Ausschüsse gebildet, Versammlungen abgehalten, Literatur verteilt und Propagandazettel angeschlagen haben. Betätigung dieser Art ist „politisch" und fällt unter den Begriff des Verbotes politischer Betätigung."

Versammlungen von Zivilisten.

„Es ist für Zivilpersonen verboten, sich ohne Erlaubniss der Militärregierung in Gruppen von mehr als fünfzehn Personen zu versammeln, **ausgenommen zu religiösen Zwecken.**"

Zwickau, den 31. Mai 1945

Auf Anordnung der Amerikanischen Militärregierung.



Befehl Nr. 2

des Obersten Chefs der Sowjetischen Militärischen Administration

10. Juni 1945

Am 2. Mai d. J. besetzten die e-
teidigten, haben kapitulie-
bedingungslo-

In Anbetracht des oben Ausgeführten befehle ich:

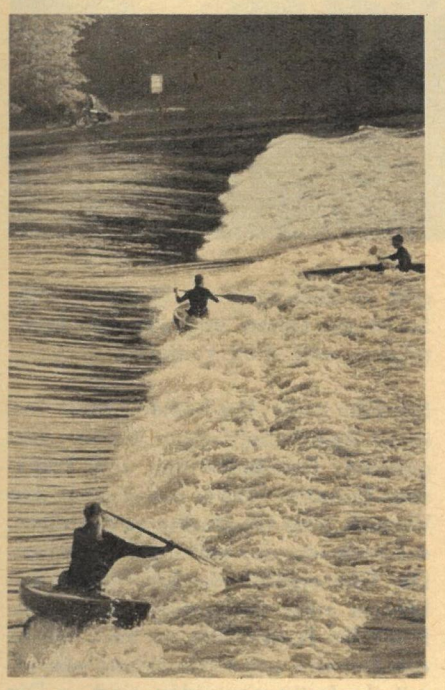
1. Im Bereich der sowjetischen Besetzungszone in Deutschland die Schaffung und Tätigkeit aller antifaschistischen Parteien zu erlauben, die sich die endgültige Ausrottung der Reste des Faschismus und die Festigung der demokratischen Grundlagen und bürgerlichen Freiheiten in Deutschland zum Ziel setzen und in dieser Richtung die Initiative und freie Betätigung der breiten Massen der Bevölkerung fördern.
2. Der werktätigen Bevölkerung in der sowjetischen Besetzungszone in Deutschland das Recht zur Vereinigung in freie Gewerkschaften und Organisationen zur

△

FRANKFURT/MAIN. Das Anschwellen der Massenproteste der westdeutschen Bevölkerung gegen die Notstandsgesetze brachte ihre Befürworter in arge Bedrängnis. Von Tag zu Tag häuften sich Proteste und Demonstrationen. Die Teilnehmer einer Kundgebung in der Frankfurter Paulskirche forderten Aktionen.

ALGIER. Eine Kongreßhalle entsteht gegenwärtig dreißig Kilometer westlich von Algier am „Goldenen Strand". In der von einer fünfzehn Meter hohen Kuppel überspannten Halle werden sich Ende Juni die Staatsoberhäupter von über sechzig afro-asiatischen Ländern zur 2. Bandungkonferenz treffen.

▽



MAGDEBURG. Die Magdeburger Kanusportler nutzen das diesjährige Hochwasser der Elbe nach Kräften aus. Der Crakauer „Wasserfall" bietet ihnen gute Möglichkeiten für ihr Training.

SANTO DOMINGO. Nach vierundzwanzigstündiger Kampfpause in der Dominikanischen Republik setzten die USA-Interventen ihre militärischen Aktionen gegen die dominikanische Caamanos-Regierung und den Terror gegen die Bevölkerung des Landes fort. Angehörige der berüchtigten USA-Ledernacken halten dominikanische Patrioten in einem Camp unter strenger Bewachung gefangen.

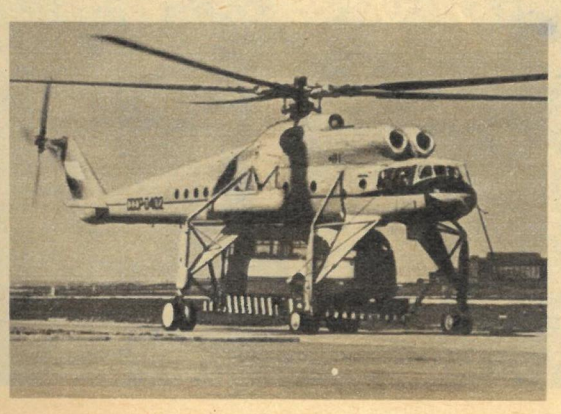
GARMISCH-PARTENKIRCHEN. Bis zur völligen Erschöpfung arbeiteten 350 Angehörige von Rettungstrupps, um die Opfer der schweren Lawinenkatastrophe auf der Zugspitze zu bergen. Die Profitsucht der Zugspitzbahn-AG ließ die Lawinengefahr unbeachtet. Ergebnis: 11 Tote und 22 Verletzte.

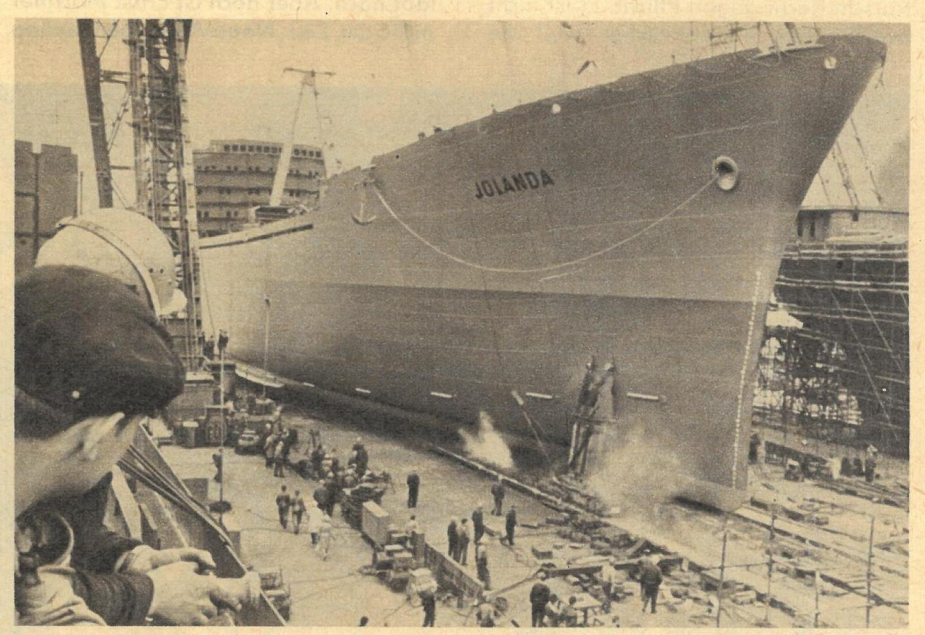
▽

◁ **PARIS.** Als entzückende Strandbekleidung mit „Maximal"-Effekt bezeichnete der französische Modekünstler Jacques Heim dieses Modell. Es wurde auf einer Modenschau in Cannes vorgeführt.

FOTOS: ZENTRALBILD (3), TASS, UPI, AP, ZB POPPER, ZB KEYSTONE

MOSKAU. Ein Lasten-Hubschrauber vom Typ MI-10 wurde während einer Vorführung der sowjetischen zivilen Flugtechnik auf dem Moskauer Flughafen Wnukowo gezeigt. Der fliegende Goliath beförderte unter dem Rumpf einen Omnibus.





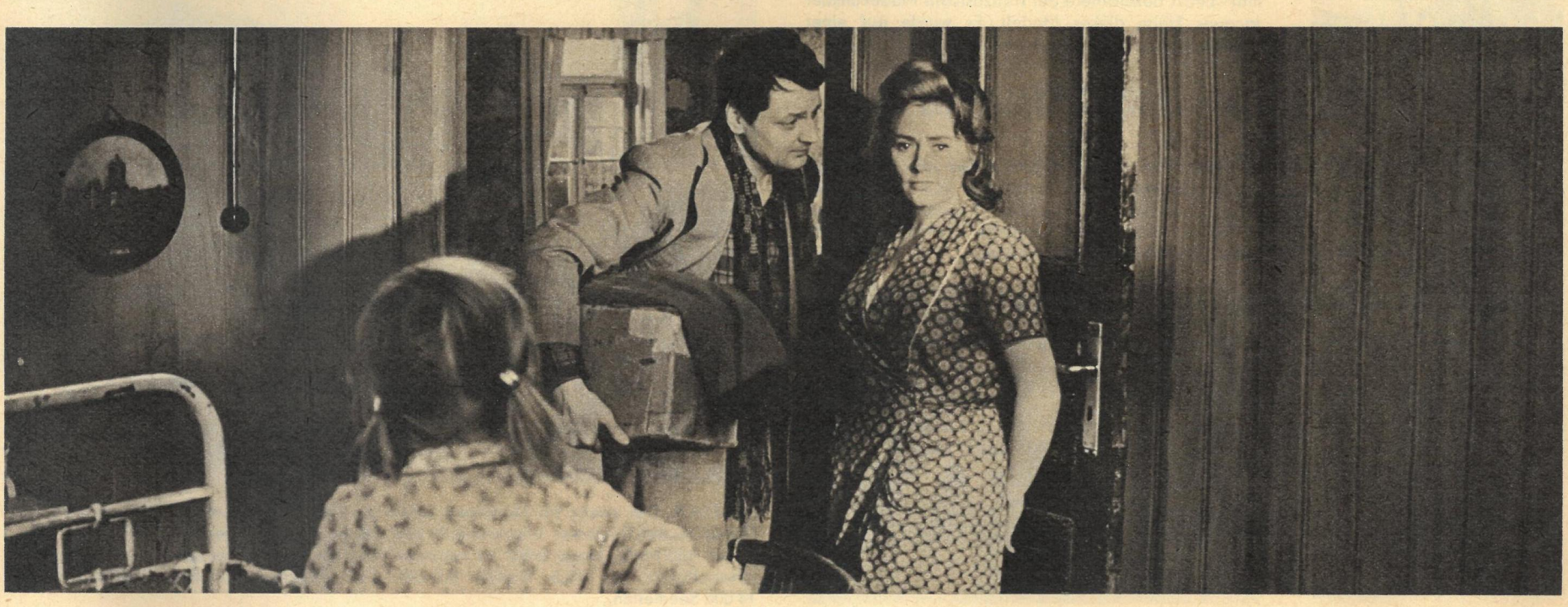
ROSTOCK. Der zweite für Norwegen gebaute 12 400-TDW-Frachter lief im vergangenen Monat in der Rostocker Warnowwerft vom Stapel. Das auf den Namen „Jolanda" getaufte, 150 Meter lange Schiff ist mit einer 8150-PS-Maschine ausgestattet, die eine Geschwindigkeit von 16,5 Knoten erlaubt. Der Aktionsradius des Frachters beträgt 14 000 Seemeilen.

DIE BESTEN JAHRE

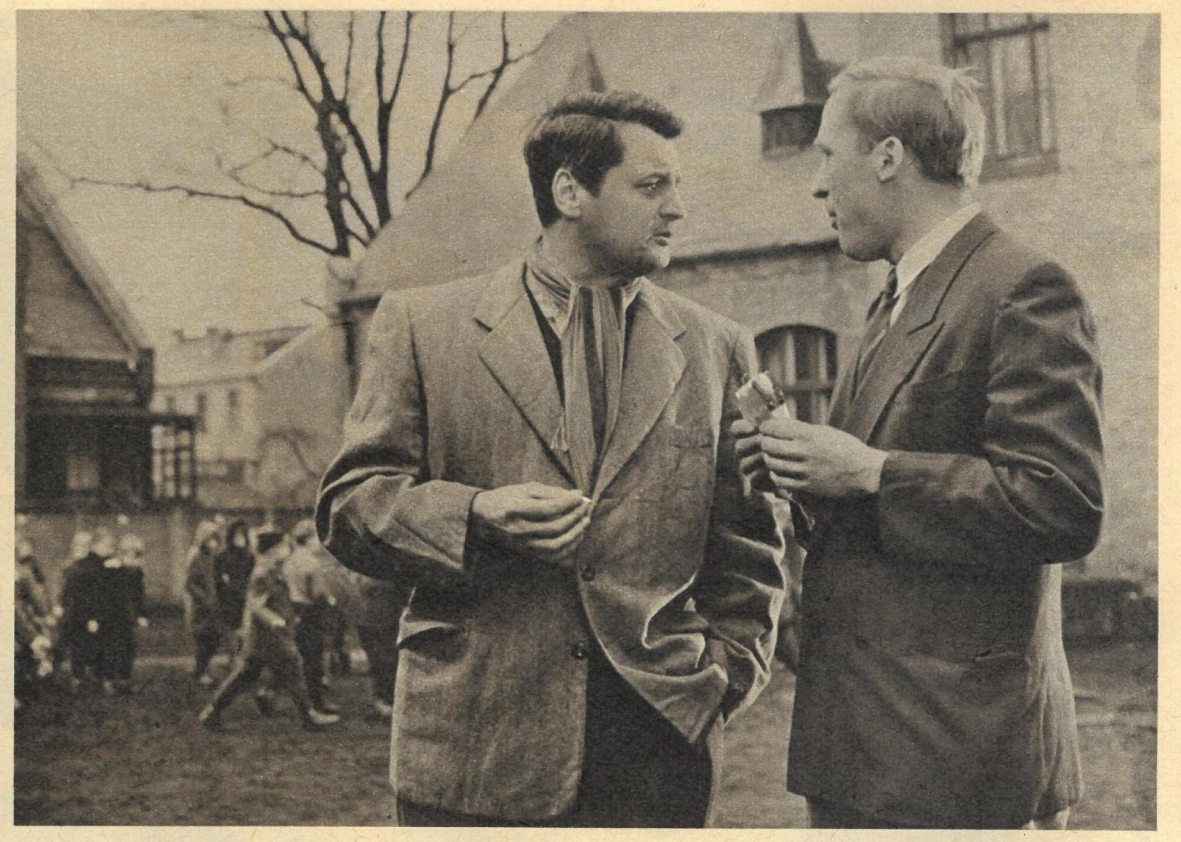
Die Geschichte beginnt im ersten Nachkriegswinter, und sie erzählt von einem Mann, der in diesen Tagen erst zu leben beginnt: Ernst Machner, fünfundzwanzig Jahre, aus dem Krieg zurückgekommen mit der Absicht, Tuche zu weben, freundliche, farbenfrohe, damit sie das Feldgrau vergessen machen. Das war sein Traum vom Frieden, sein Traum vom Glück an der Seite der Frau, die er liebte. Das neue Leben aber stellt äußerlich andere Forderungen: Wir brauchen Lehrer! Denk daran, Kinder haben auch ein Recht auf Glück. Ihre Ansprüche werden höher sein. Und sie werden uns fragen, was wir getan haben. Du sollst Neulehrer werden! – Ernst Machner verläßt die Frau, tauscht Geborgenheit gegen Ungewißheit, tauscht Recht gegen Pflicht. Er ist nicht unzufrieden, eher unsicher, weil die Arbeit turmhoch vor ihm steht und er an seinen Unzulänglichkeiten zu scheitern glaubt. „Das kann ich nicht!" ist zeitweise seine liebste Redensart. Aber es bleibt nur die Floskel, denn er läßt sich nicht unterkriegen. Er kämpft mit uralten Gewohnheiten und neuen Vorurteilen, er kämpft gegen sich und gegen andere. Aus dem Lernenden wird bald der Lehrende. Ernst Machner, noch nicht vollausgebildeter Neulehrer, wird Schulleiter.

Ein Schulleiter, der Schieferplatten für seine Kinder stiehlt und dabei Zinsrechnung übt. Harte Zeiten, denn der Frau, der er einst Liebe und Glück versprach, kann er nichts mehr geben. Er verliert sie. Das Leben geht weiter. Mühe beginnt sich zu lohnen, die Unzufriedenheit im Inneren läßt nach. Aber noch ist Ernst Machner nicht am Ziel. Neue Aufgaben stehen bevor. Er muß sich von Vertrautem, Liebgewonnenem trennen. Ein neuer Anfang, neue Probleme und Schwierigkeiten. Neue, größere Verantwortung macht das Leben nicht leichter, auch wenn er Direktor einer Oberschule wurde. Oder gerade weil er es wurde. Er liebt seinen Beruf, aber ist er glücklich? Was ist Glück überhaupt? Sind es die flüchtigen Freuden, der Glanz einer Minute? Läßt sich Glück nach der Uhr oder nach dem Kalender bemessen? Nein, es gibt da einen anderen Maßstab: das Gefühl tiefer innerlicher Befriedigung über das eigene Leben, das Gefühl, durch Arbeit etwas geschaffen zu haben, das allen Menschen zugute kommt. Das ist das Bleibende, das einem niemand nehmen kann, ganz gleich, welche Schwierigkeiten bevorstehen mögen. Und Schwierigkeiten gibt es auch für Ernst Machner noch. So ist das Leben, und wer nicht kapitulieren will, muß kämpfen.

Der Film heißt „Die besten Jahre" und ist in den Babelsberger Ateliers abgedreht. Drehbuchautor und Regisseur Günther Rücker unternahm den Versuch, eine Geschichte zu gestalten, die viele von uns selbst erlebt haben. Der Film erzählt von den Mühen des Lebens einer Generation. Ein harter Film? Ein harter Film, so hart, wie es die Zeit von uns forderte und wie wir mit ihr fertig geworden sind. – Die Hauptrolle, den Ernst Machner, gestaltet Horst Drinda. Die beiden Frauen spielen Lissy Tempelhof (Hilde Tamm) und Helga Labudda (Bettina). Kameramann ist Peter Krause. Ein DEFA-Film der künstlerischen Arbeitsgruppe „Berlin". *FOTOS DEFA-DASSDORF*

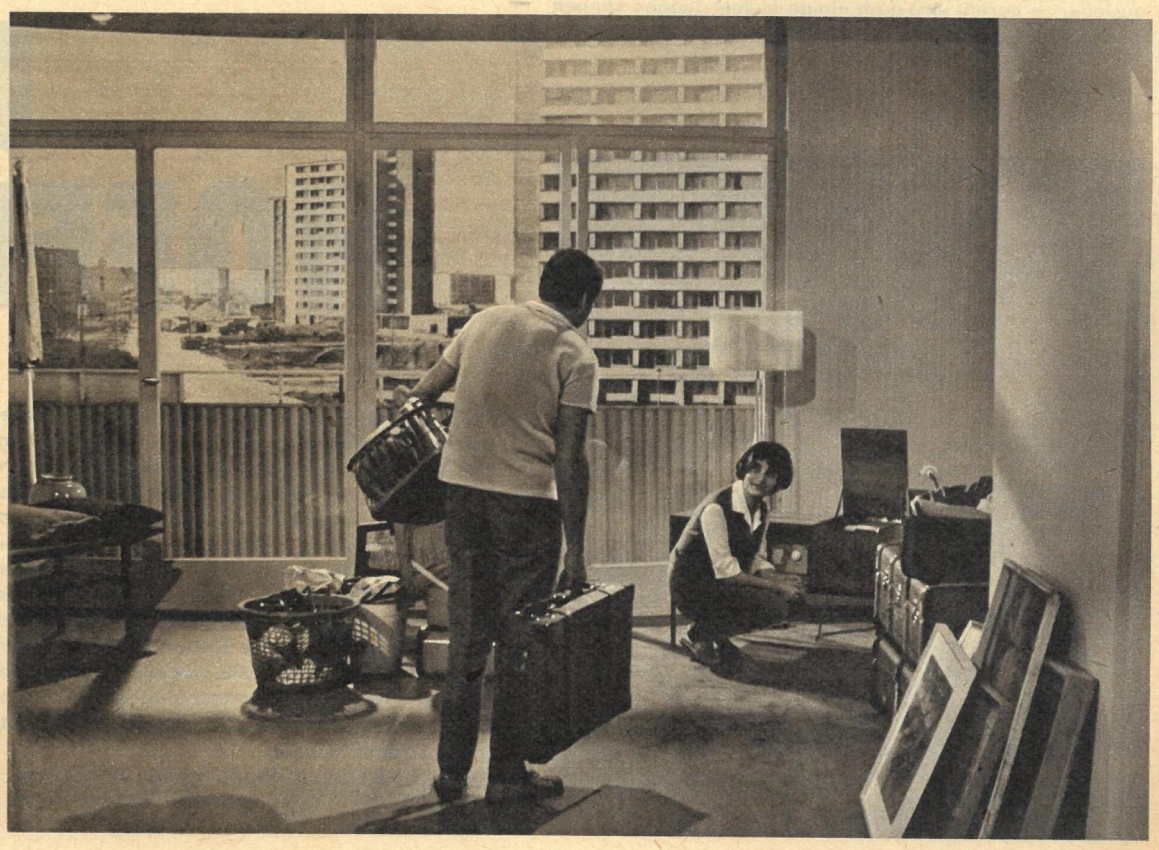


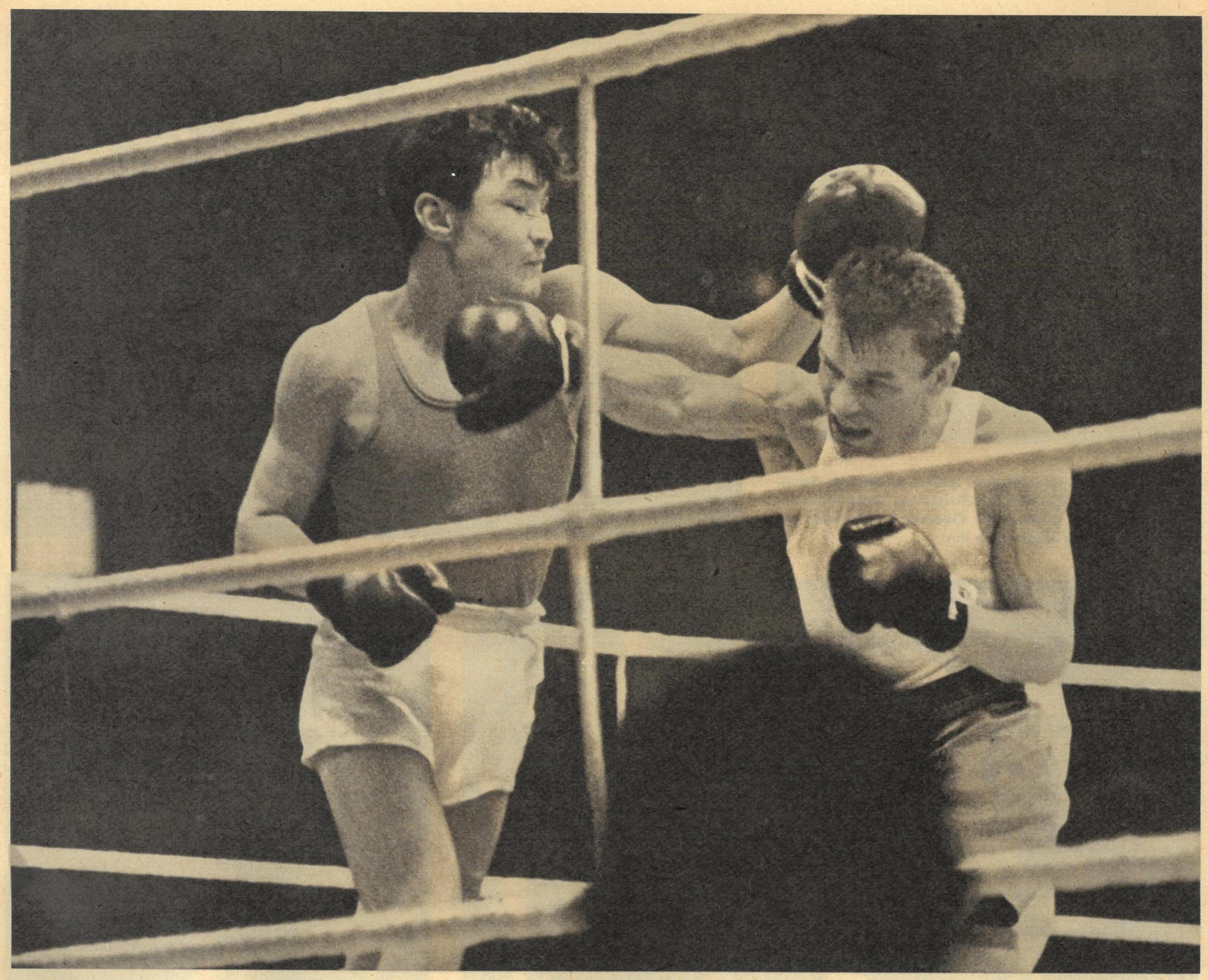
Damit die Kinder Schreibtafeln haben, stiehlt der Schulleiter von Bauernscheunen Schieferplatten. Anstrengender ist sein Debüt als Direktor der Oberschule. Mehr als nur mißtrauische Blicke empfangen ihn.



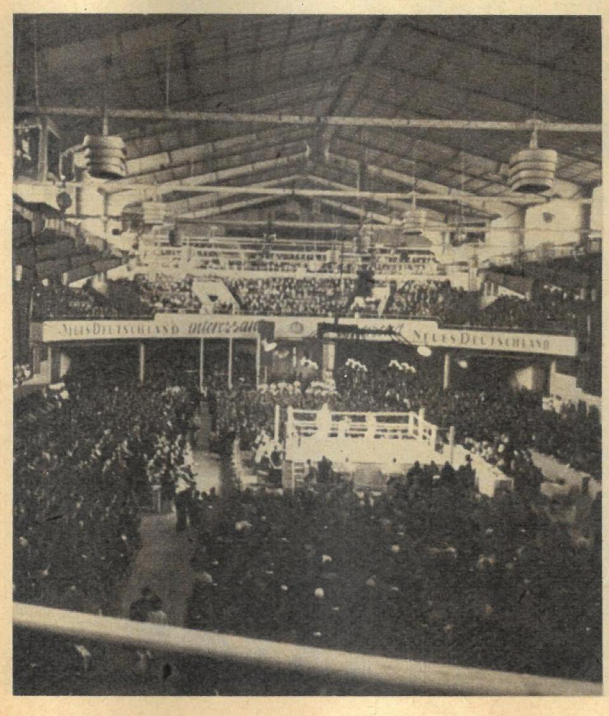
Hart ist das Schicksal mit Hilde Tamm umgegangen. Aber auch sie findet ihren Weg. Ernst Machner schlägt sich mit eigenen Unzulänglichkeiten herum, gibt alles, um das in ihn gesetzte Vertrauen nicht zu enttäuschen.

Ernst Machner hilft, die Zeit zu verändern. Das Leben wird schöner. Jedoch die Aufgaben werden komplizierter, daran ändert auch eine schöne Wohnung nichts. Bettina aber, die jetzt zu ihm gehört, wird ihn unterstützen.





RECHTSAUSLEGER waren schon bei den Olympischen Spielen in Tokio groß im Kommen. Auch in Berlin machten sie auf sich aufmerksam. 41 von ihnen kletterten in den Ring, 24 erreichten das Viertelfinale, 11 kamen eine Runde weiter, 4 standen in den Endkämpfen und 2 erkämpften sich den Titel. „Daß in unserer Staffel viele Rechtsausleger stehen, ist keine Absicht", sagte der sowjetische Cheftrainer Ogurjenko. „Selbstverständlich ist es schwer, einen Rechtsausleger zu boxen, und auch einige meiner Jungen können es noch nicht richtig."



XVI. BOXEUROPAMEISTERSCHAFTEN IN BERLIN

TITELKÄMPFE DER HOFFNUNGEN

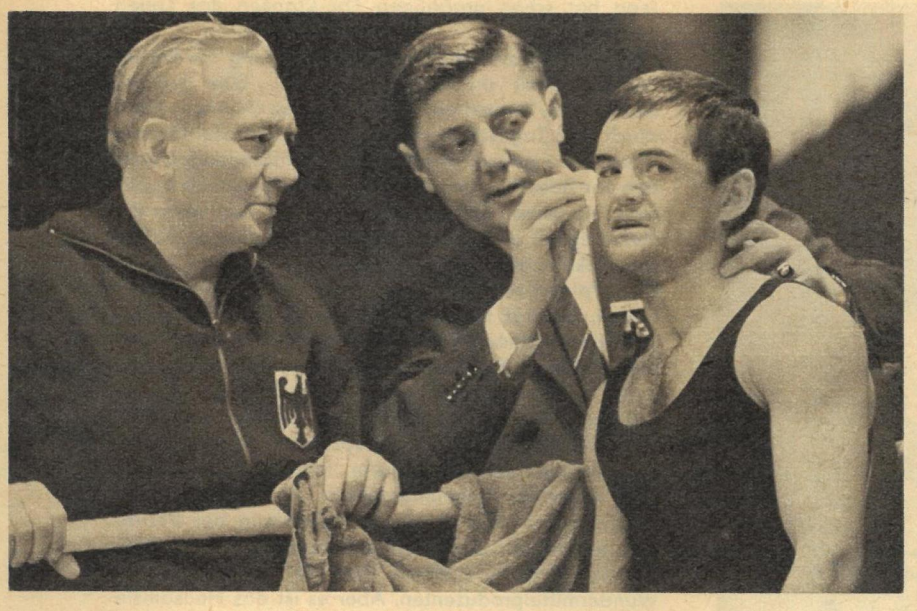
Die bisher größten Titelkämpfe der europäischen Boxer gehören der Vergangenheit an. Eine Woche lang stritten 172 Aktive aus 24 Ländern in der Berliner Werner-Seelenbinder-Halle um die Siege in den zehn Gewichtsklassen. Vierzig von ihnen konnten die so heiß begehrten Medaillen in Empfang nehmen. Doch wie für die Sieger, so waren diese Meisterschaften auch für die Verlierer Titelkämpfe der Hoffnungen. Viele neue, junge Boxer kletterten neben den Routiniers in das Seilquadrat und meldeten ihre Ansprüche für die Zukunft an. Die Meisterschaften in Berlin nutzten außer der sowjetischen Mannschaft alle anderen Verbände zu interessanten Experimenten, die auch fast alle gelangen. Der Boxsport kann optimistisch in die Zukunft schauen.

Feierlich verharrten die Boxer aus 24 Staaten, als zum Abschluß der Titelkämpfe die Nationalhymne unserer Republik erklang. Neben Wolfgang Hübner mit der Staatsflagge der DDR stand Hans Heinrich Dieter aus der westdeutschen Staffel. „Es waren die größten und bedeutungsvollsten Europameisterschaften der Amateurboxer", erklärte der Präsident der AIBA, Col. H. R. Russel. „Die Gastgeber haben das in sie gesetzte Vertrauen nicht nur gerechtfertigt, unsere Hoffnungen wurden noch übertroffen. Dafür gebührt ihnen Dank und Anerkennung."

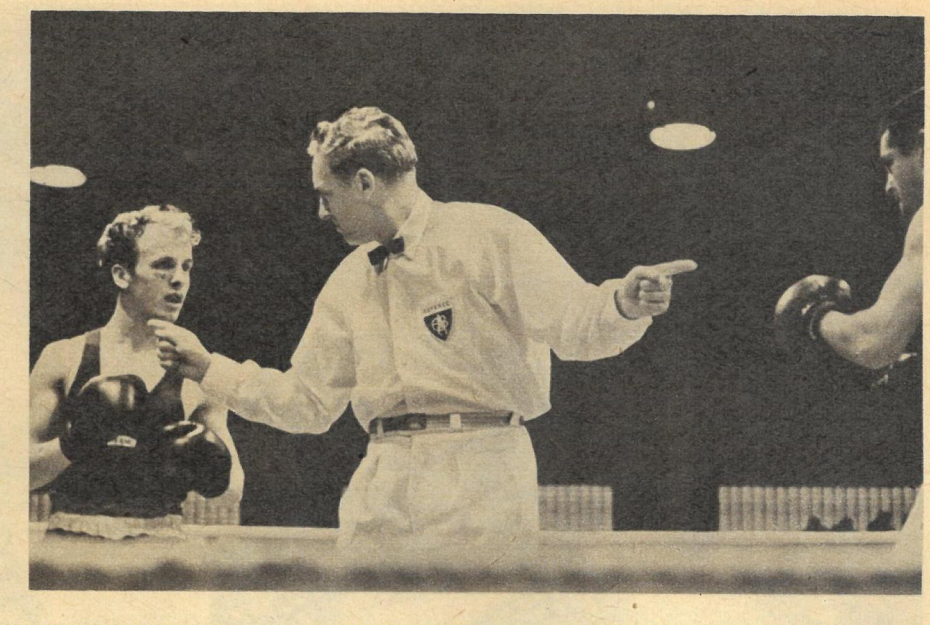
Die Bedeutung dieser Meisterschaften unterstrich auch die Anwesenheit von 230 Journalisten und 19 europäischen Fernsehstationen.

zb war in Berlin dabei und untersuchte einige Probleme, die für die weitere Entwicklung des Amateurboxsportes von Bedeutung sind.

TEXT: HANS REINWALD
FOTOS: EBERHARD BUSCHMANN (5), HERBERT KRONFELD (3)

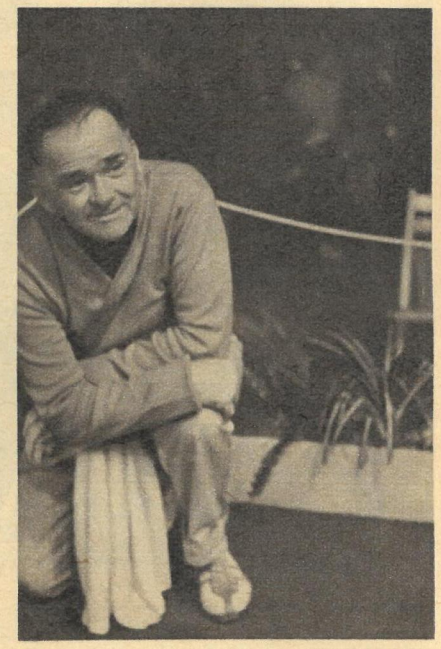


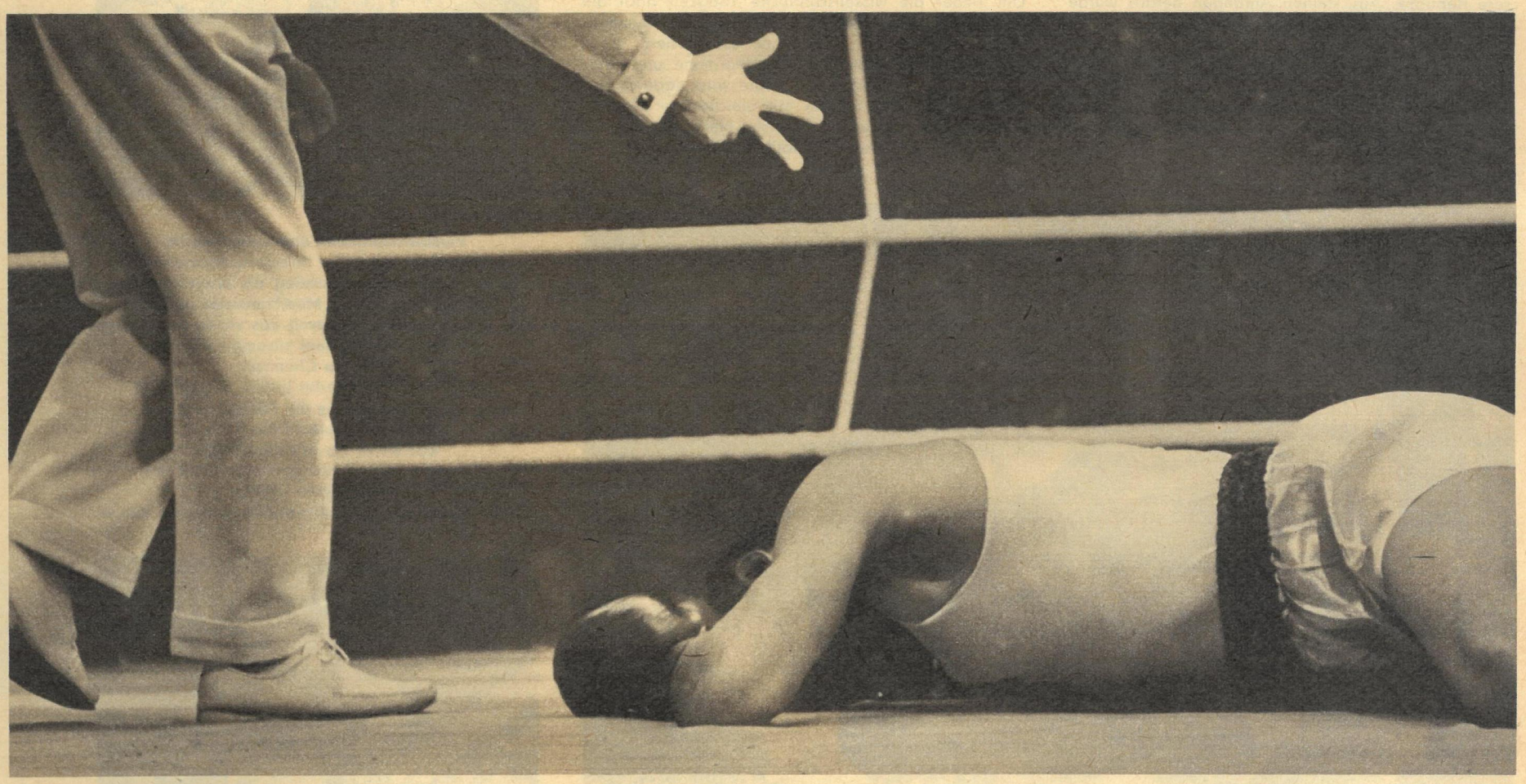
VERLETZUNGEN gab es sehr viele. Ein Viertel der Aktiven war davon betroffen. Bei fünf Kämpfen mußten die Ringrichter sogar abbrechen. Das Fliegengewicht steht mit acht Verletzungen bei 17 Teilnehmern an der Spitze. Dr. Rudolf Ullmark aus Schweden, der Vorsitzende der medizinischen Kommission der AIBA sagte dazu: „In Berlin waren nicht nur sehr junge, sondern auch technisch unerfahrene Boxer am Start. Viele Verletzungen haben hier ihre Ursachen. Wer gut boxen kann, wird nicht so schnell eine Verletzung davontragen. "



VERWARNUNGEN gab es täglich. 89 während dieser Woche. Trotzdem muß gesagt werden, daß es noch zu wenig waren, daß einige Ringrichter nicht hart genug durchgegriffen haben. Mit je 40 Prozent stehen „Schläge mit der Innenhand" und „Kopfstoßen" an der Spitze. Es folgen „Halten" und „Tiefschläge". Achtmal mußten die Ringrichter wegen dieser Vergehen Aktive disqualifizieren. Ringrichter Neuhold aus der Schweiz sagte dazu: „Der Preis ist hoch. Die vielen Kämpfe kosten Kraft. Unkontrollierte Schläge und unsaubere Aktionen sind die Folge."

TRAINER hofften und bangten mit ihren Jungen. Auf unseren Bildern ist es Felix Sztam, der seine Anweisungen in den Ring ruft und von Ringrichter Gittins aus der Nähe des Seilquadrats verwiesen wurde. Der polnische Boxprofessor konnte die Erfolge von Tokio nicht wiederholen. Nur ein Titel wanderte nach Polen. Erstaunlich, daß im Halbfinale noch 15 Trainer ihre Boxer betreuen konnten. Sieben kehrten zum Finale zurück, doch nur drei konnten eine Goldmedaille ihrer Schützlinge feiern. Am silbernen und bronzenen Medaillensegen beteiligten sich aber auch kleinere Boxländer, wie die Schweiz, Irland, Schottland und Dänemark. In den einzelnen Gewichtsklassen stand das Leichtgewicht mit 21 Nennungen an der Spitze. Nur 13 Aktive meldeten im schwersten Limit. „Die Überlegenheit der sowjetischen Boxer war zu erwarten. Für die anderen Länder bedeutet dies, ihre Anstrengungen zu verdoppeln, um den Abstand nicht noch mehr anwachsen zu lassen," sagte Trainer Hearn aus England.





NIEDERSCHLÄGE bedeuteten den Anfang vom Ende. Viermal gab es einen K.-o.-Erfolg. 93mal begann der Ringrichter sein Einmaleins zu zählen. Achtmal mußten Disqualifikationen ausgesprochen werden. Erfreulich, daß sich vier Trainer, unter ihnen auch Felix Sztam, nicht scheuten, das Handtuch zu werfen. Wegen Überlegenheit stoppten die Ringrichter 17 Gefechte. Insgesamt gab es 69 5:0-, 23 3:2- und 27 4:1-Urteile. Bemerkenswert, daß dabei Punktunterschiede von zweimal sieben, dreimal sechs und siebenmal fünf Zähler notiert werden mußten. Dazu der polnische Vorsitzende der Kampfrichterkommission, Lisowski: „Die Leistungen der Männer am und im Ring haben sich verbessert."

PILLEN · PULVER PARAGRAPHEN

Viele Medikamente tragen das Zeichen „VEB JENAPHARM". Dieses Werk ist so alt bzw. so jung wie unsere Republik. Aus kleinen Anfängen heraus wurde es zu einem unserer größten pharmazeutischen Betriebe. Fast klingt es wie ein Märchen, wenn man hört, daß Wissenschaftler und Arbeiter im Jahre 1950 Eisenbahndämme nach alten Kesselwagen absuchten, um aus solchem Schrott Chemieanlagen für pharmazeutische Produkte aufzubauen. Dennoch wurden mit ihnen Penicillin und andere lebensrettende Medikamente nach international gültigen Qualitätsnormen hergestellt.

Um weder die wissenschaftliche Tätigkeit noch die Produktion zu zersplittern, arbeiten die pharmazeutischen Betriebe der DDR heute spezialisiert. Jenapharm erzeugt Vitamine, Steroidhormone und Antibiotika. Ein Urteil über ihre Güte wird dadurch gegeben, daß selbst Länder mit gleichartiger Spezialitätenproduktion zusätzlich solche Heilmittel aus der DDR beziehen. Das Antibiotikum Streptomycin aus Jena hat schon unzähligen Tbk-Kranken das Leben gerettet.

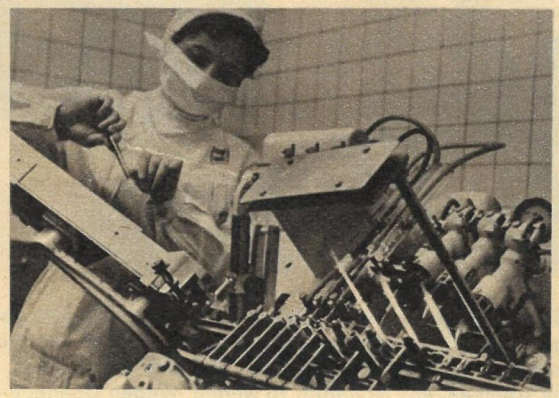
Vitamine senken bei sinnvoller Anwendung die Krankheitshäufigkeit um mehrere Prozent. Eine lebensbedrohende Krankheit, die perniciöse Anämie, kann durch eine Tagesdosis von wenigen millionstel Gramm Vitamin B_{12} geheilt werden. Steroidverbindungen werden zur Beeinflussung des Mineralstoffwechsels appliziert; sie wirken entzündungshemmend, regulieren die Herztätigkeit und dienen sogar in besonderen Fällen zum Bekämpfen von Geschwulstkrankheiten.

Die Wahrscheinlichkeit, ein neuartiges Heilmittel zu finden, beträgt heutzutage übrigens auf Grund der vorangeschrittenen Forschung nur noch 1 : 3000. Das heißt, man muß 3000 Substanzen synthetisieren, um einen neuen Wirkstoff zu finden. Nicht erst über die fertigen Medikamente, sondern bereits über den „Chemie-Dschungel" der Kooperation Wissenschaft–Technik, der bei Jenapharm mehrstöckige Häuser füllt, wacht das Arzneimittelgesetz. Apotheker Hellmut Gotthardt, er leitet die Kontrollabteilung des Betriebes, sagte uns: „Das Arzneimittelgesetz in der DDR ist zweifellos die bitterste Pille für Kurpfuscher und Wundermittelproduzenten. Aber es ist das Heilsamste gegen zweifelhafte Arzneien, zum Nutzen echten Gesundheitsschutzes."

Eine Fülle von Laboranalysen, Tierversuchen, klinischen Erprobungen muß selbst ein nur geringfügig verändertes bekanntes Mittel durchlaufen, ehe es dem Zentralen Gutachterausschuß für Arzneimittel beim Minister für Gesundheitswesen vorgelegt werden kann. Dieses Gremium berät das Ministerium in Fragen des Arzneimittelwesens, nicht zuletzt auch unter den Aspekten des gesellschaftlichen Bedürfnisses. Von seiner wissenschaftlich fundierten Empfehlung hängt es ab, ob ein Medikament produziert wird. Bei uns dürfen nur solche Arzneimittel im Verkehr sein, deren therapeutischer Wert einwandfrei gesichert ist.

FOTOS GERHARD HAMMER / TEXT —ESTI—

Versuchskaninchen und automatische Fieberkurvenschreiber haben nachzuweisen, daß kein Temperaturanstieg als unerwünschte Nebenwirkung eines Medikamentes auftritt. Was Wissenschaftler mühevoll aus vielen Substanzen zu einem Medikament zusammenfügten, zerlegen Chemiker ebenso sorgfältig wieder in alle Einzelheiten. Die „Prüfstrecke der Pharmazie" kennt nur unerbittliche Härte. Erst wenn ein Injektionsmittel alle geforderten Prüfungen bestanden hat, tritt in einem absolut sterilen Raum der Ampullenabfüllautomat in Aktion.



...und Ihre Meinung?

zb Nr. 21/1965

Heimatkunde: 1

Sie schreiben in Ihrem Beitrag „Das Ei des Lehrers Schneider", Schirgiswalde sei ein Dorf. Ich bin in Schirgiswalde geboren und möchte Ihnen mitteilen, daß Schirgiswalde seit dem 19. Februar 1665 das Stadtrecht hat. Die Stadt feiert somit in diesem Jahr ihr 300jähriges Bestehen.

1665 – 1965
300 JAHRE
STADT
SCHIRGISWALDE OL.

Falls Sie es nicht wissen sollten, Schirgiswalde war vom Oktober 1809 bis zum 4. Juli 1845 eine freie Republik.

Karin Feierabend, 12 Jahre

Der „Wolf" im Kindergarten

Mit dem „Ei des Lehrers Schneider" haben Sie ein wichtiges Problem aufgegriffen. „Geweckte musische Bedürfnisse verlangen Befriedigung", schreiben Sie. Ja, aber auf das Wecken und dann in die richtigen Bahnen lenken kommt es doch an. Schlagersingende Kinder sind nicht selten. Jedoch ist es so, daß darin oftmals eine Traumwelt mit „Lieschen-Müller-Problemen" vorgegaukelt wird, die im Leben nie vorkommt. Wenn noch mehr in der in Schirgiswalde gezeigten Art gearbeitet wird, verlieren die Schnulzen mehr und mehr an Boden. Mit dem Suchen nach musischer Begabung kann nicht früh genug begonnen werden. Die Leiterin unseres Kindergartens erzählte von einem Versuch mit ihren Schützlingen. Die Kinder wurden zusammengenommen, und dann wurde ihnen das Musikmärchen „Peter und der Wolf" vorgespielt. Sie saßen „wie die Orgelpfeifen" nebeneinander, gebannt von der Musik, und verlangten am Ende noch Zugaben. So wird die eventuell vorhandene Begabung frühzeitig geweckt, es bleibt auch genügend Zeit für ihre Förderung und Pflege. Das sind so einige Gedanken, die mir beim Lesen dieses Artikels kamen. Hoffen wir, daß sich in dieser Beziehung eine reiche „Ernte" einstellt!

G. Kleinert, Martinroda

Damit es sich nicht wiederhole ...

darf es niemals eine Verjährung der Kriegsverbrechen, wie es die Regierung in Bonn will, geben. Unsere Presse, unsere Autoren und alle diejenigen, die am eigenen Leibe und mit eigenen Augen die Verbrechen in den Folterkammern der hitlerschen KZ-Lager erlebten und gesehen haben, sollen immer daran erinnern. „Damit es sich nicht wiederhole, muß man ständig wiederholen, wie es gewesen ist", sagte der sowjetische Kriegsjournalist und Schriftsteller Konstantin Michailowitsch Simonow. **Hubert Hartert, Magdeburg**

Können die Tschechen vergessen?

In den letzten Kriegstagen marschierten durch die Stadt Mladá Boleslav einige Kriegsgefangenentransporte. Viele Boleslaver Bürger versuchten, ihnen von dem Wenigen, was sie noch besaßen, etwas zuzustecken. Auch die kleine Schülerin Milenka Hazová reichte einem sowjetischen Kriegsgefangenen ein Stückchen Brot. Da ertönte ein Schuß, und der zarte Kinderkörper brach zusammen. Ein Nazimörder aus den Reihen der Bewachungsmannschaft hatte das kleine Mädchen erschossen! – Vielleicht lebt dieser SS-Mann noch in aller Ruhe eines gottesfürchtigen Bürgers in Westdeutschland? Schwerlich wäre er heute, nach zwanzig Jahren, aufzufinden. Er ist einer der Tausenden namenlosen Mörder! Und gerade deshalb kann das tschechische Volk nicht zulassen, daß die Kriegsverbrechen verjähren!

Mirko Saba, Chrastava bei Liberec/ČSSR

Verfluchter Krieg!

Kurz vor Kriegsende wurde unsere Wohnung von Bomben zerstört. Nur ein Zimmer war noch einigermaßen bewohnbar. Am 11. April 1945 beschoß dann der „Ami" die Stadt mit Granaten, weil die faschistische hohe Obrigkeit die Übergabe der schon umzingelten Stadt verweigerte. Eines dieser Geschosse zerstörte unser letztes Zimmer ... Verfluchter Krieg! Soll das wiederkommen? Nur weil verbrecherische Generale in Bonn, die als tausendfache Mörder entlarvt sind und im Ernstfalle bisher immer weit weg vom Schuß saßen, es wollen? Nein, nein und abermals nein.

R. Haberhauffe-Schumann, Erfurt

800 Jahre sind eine lange Zeit im Leben einer Stadt. Karl-Marx-Stadt begeht die achtfache Säkularfeier seiner städtischen Entwicklung in diesen Wochen – selbstbewußt und optimistisch, mit kräftigen Schritten nach vorn. Von einer der neunhundert Straßen dieser Stadt erzählt unsere Reportage, von einem Tag gegen Ende der 292 000, die seit der Verleihung des Stadtrechtes an das mittelalterliche Chemnitz vergangen sind.

800 JAHRE UND EIN TAG

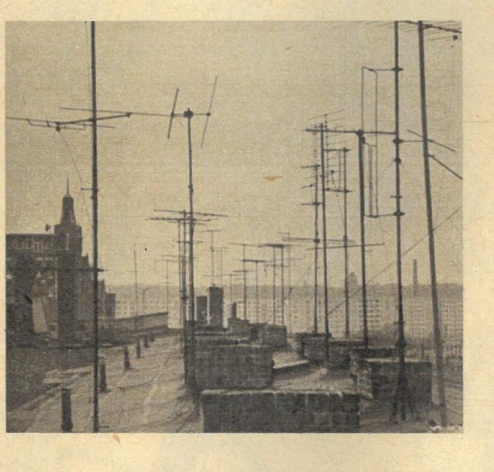
zb fragte Einwohner der Thälmannstraße:
Was wünschen Sie Ihrer Stadt anläßlich der 800-Jahr-Feier? – Wie kommt nach Ihrer Meinung die Entwicklung unserer Republik zum echten Volksstaat zum Ausdruck?

Die Angestellte:
„Weiter so ein Aufbautempo, und daß alles in Frieden erhalten bleibt! – Ich denke, vor allem durch die Arbeit der Volkskammer."

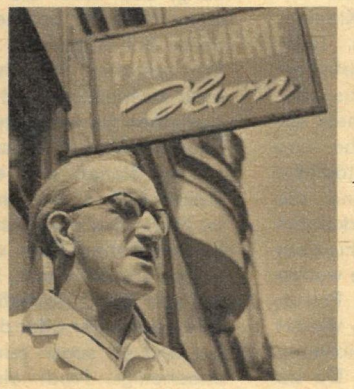
Der Abschnittsbevollmächtigte:
„Die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse liegt mir sehr am Herzen; Verbreiterung der Straßen, aber auch der Einsatz moderner technischer Mittel bei der Verkehrsregelung. – Zum Volksstaat gehört die breiteste Einbeziehung aller Werktätigen, wie wir es auch auf unserem Gebiet in den Kommissionen für Ordnung und Sicherheit anstreben."

Die Schüleri
„Zur 800-Jal
Daß die gro
Straße der F
noch schöne
und alle hät
in unserer S
bald verschw
An allen
wichtigen Er
ist bei uns
das Volk
wirklich bete
vom Betrieb
Regierung!"

Bild links außen: Zwar nicht 800, aber vielleicht 80 Jahre alt ist dieses Foto eines Chemnitzer Fuhrmannsgasthofes in der damaligen Reitbahnstraße (heute Thälmannstraße). – Bild links: Freundschaftsabend von Hausgemeinschaften der Thälmannstraße mit sowjetischen Gästen im Klub am Roten Turm.



e Schülerin:
r 800-Jahr-Feier?
ß die große
aße der Nationen
h schöner weitergebaut wird
d alle häßlichen Ecken
unserer Stadt
d verschwinden. –
allen
htigen Entscheidungen
bei uns
s Volk
klich beteiligt,
n Betrieb bis zur
gierung!"



Der Kommissionshändler:
„Unserem Karl-Marx-Stadt
wünsche ich,
daß es weiter so aufblühen soll
wie in den
letzten Jahren,
und mir selbst,
daß ich es noch lange erlebe
und mit meinen Kräften
daran mithelfen kann. –
Indem jeder aufgefordert ist,
mitzubestimmen.
Auch bei uns im Handel ist das so,
unsere Meinung wird geachtet,
wir können mitreden . . ."

Auf die Gefahr hin, es von vornherein mit meinen Lesern zu verderben: Die Ernst-Thälmann-Straße gehört beileibe nicht zu den ausgesprochenen Sehenswürdigkeiten einer achthundertjährigen Jubilarin wie Karl-Marx-Stadt. Weder haben unbedingt Sternstunden der Architektur in ihren Häuserfassaden Ausdruck gefunden, noch pflegte jemals Johann Wolfgang von Goethe in dem längst vom Erdboden verschwundenen Kutschergasthof der alten Reitbahnstraße zu nächtigen. Und nach anderen, möglicherweise heute hier ansässigen Berühmtheiten befragt, kraust selbst ein so ortskundiger Mann wie der VP-Abschnittsbevollmächtigte Uhlig nachdenkend die Stirn, um dann zögernd zu antworten: „Ja, wissen Sie, früher wohnte mal der Fernsehkoch Drummer hier in der Nähe, aber der ist wohl nun auch in einen der moderneren Neubauten des Zentrums verzogen . . ."

Wir müssen sie also schon nehmen, wie sie ist: Kein Prachtboulevard, aber nach der fast totalen Zerstörung durch anglo-amerikanische Bomben als eine der ersten Straßen Karl-Marx-Stadts ab 1951 solide wiederaufgebaut. Eine Straße, in der viele Arbeiter leben, die erfüllt ist vom Rhythmus des Alltags. Eine Straße, deren Bewohner stolz auf die Stadt mit dem Namen von Karl Marx sind, stolz auf ihre Republik, die sich nach ihrem Willen und durch ihre Kraft zum wahren Volksstaat entwickelt.

Ein Schreiben in anrüchiger Sache

Und da wir es mit einer Straße wie jeder anderen zu tun haben, ist es ebenso ein Tag wie jeder andere. Auch für den Abgeordneten des Wohnbezirks 21, Gerhard Müller, der gegen siebzehn Uhr von seiner Arbeit in der Staatsanwaltschaft nach Hause kommt. Da wäre immer noch diese Geschichte mit dem Leergut einiger Lebensmittelgeschäfte, überlegt er. Am besten also gleich wieder einen Briefbogen in die Maschine, die Fernsehübertragung der Friedensfahrt mit einem Seufzer auf leise gedreht und getippt:

„An den HO-Kreisbetrieb Lebensmittel . . . Werter Kollege Köpping! Im Ergebnis unserer Beratungen und Ortsbesichtigungen im Bereich Thälmannstraße hatten wir übereinstimmend festgestellt, daß eine umfassende Lösung nur in der Errichtung eines massiven Gebäudes erreicht wird . . . würde auch dem grundsätzlichen Anliegen der Bevölkerung, die mich ja mit der Klärung dieser Sache beauftragt hat, entsprechen . . . Ihre energischen Bemühungen müssen darauf gerichtet sein, daß diese Aufgabe in den Volkswirtschaftsplan 1966 aufgenommen wird . . . bitten Sie, mich über den jeweiligen Stand der Sache zu informieren . . ."

Vom Fernsehbildschirm lächelt bereits wieder die Ansagerin. Wenn ich nur jetzt wüßte, denkt er beim Zukleben des Briefes, wer eigentlich diese Etappe gewonnen hat. Na egal, schließlich gewinnen im Grunde ja alle dabei . . .

Razzia in der Roten Burg

Am Vormittag des gleichen Tages. „. . . Und die dritte Bauperiode der Thälmannstraße, Herr Hahn?"

Der Stadtarchitekt klopft mit dem Bleistiftende auf die improvisierte Lageskizze und fährt zu seinem Besucher gewandt fort: „Die dritte Periode des Wiederaufbaus, das war 1958/59. Hier links, zwischen Zetkinstraße und Ritterstraße, die ersten Großblockbauten der Thälmannstraße. Typ Q 25, eine Entwicklung unseres Bezirkes, mit Zweieinhalbzimmerwohnungen, das Wohnzimmer fernbeheizt. Die sehen schon ganz passabel aus, aber inzwischen bauen wir großzügiger . . ."

Wirklich, resümiert der Besucher im stillen, diese Blocks am äußeren Ende der Thälmannstraße mit ihren freundlichen Balkons hinter dem Grün der Bäume machen sich nicht schlecht. Ob eigentlich viele ihrer Bewohner wissen, daß genau an dieser Stelle über hundert Jahre lang eine Kaserne gestanden hat? Nach dem ersten Weltkrieg wurde der düstere, festungsartige Gebäudekomplex in städtisches Eigentum übernommen und kinderreichen Arbeiterfamilien, Erwerbs- und Obdachlosen als Notquartier zugewiesen. Sinnigerweise waren darin auch gleich eine Zweigstelle des Wohlfahrtsamtes sowie ein Bestattungsunternehmen mit untergebracht . . .

Einen Mann, der hier seine Kindheit verlebte, hat er heute morgen aufgespürt. Walter Lang, im Verwaltungsarchiv von Karl-Marx-Stadt tätig, erzählte: „In der alten Hundertvierer-Kaserne wurde ich 1923 geboren. Mein Vater war Bergmann gewesen, und wir waren sechs Kinder. In den Notwohnungen der Kaserne gab es viele Genossen der KPD, deshalb nannte man sie wohl auch ‚die Rote Burg'. Im Jahre 1933 durchsuchte die SA den ganzen Block. Zu uns kamen sie herein, als wir gerade beim Abendbrot saßen, alle mußten sich mit dem Gesicht zur Wand stellen, auch wir Kinder. Unten auf dem Hof verbrannten sie auf einem Scheiterhaufen beschlagnahmte Flugblätter und Broschüren, und als ich aus dem Fenster sah, wurden gerade die Verhafteten weggeschleppt. Sie waren schon blutig geschlagen, als man sie in die Autos stieß . . ."

Tagesausklang im Roten Turm

Das Wahrzeichen von Karl-Marx-Stadt, der Rote Turm, liegt nicht in der Thälmannstraße, doch dafür ist am Abend dieses Tages die Thälmannstraße zu Gast im Roten Turm; repräsentiert von zwei Hausgemeinschaften aus den Nummern 19 und 21, die beschlossen hatten, 800 Jahre nach der Privilegierung ihrer Heimatstadt und 20 Jahre nach ihrer Befreiung vom Faschismus gemeinsam mit einigen sowjetischen Freunden hier im Klub ein paar stimmungsvolle Stunden zu verbringen. Und man muß ihnen bescheinigen, der Abend ist ein Erfolg. Daß es sich aber keineswegs um ein seltenes Paradebeispiel an Initiative handelt, dieser Beweis wird in der gleichen Stunde indirekt durch eine Auszeichnung erbracht: Beide Hausgemeinschaften erhalten im Wettbewerb anläßlich des 20. Jahrestages und der 800-Jahr-Feier Urkunde und Prädikat „Haus der guten Taten".

Ursache genug für alle, die Gläser zu erheben. Sollen sie zusammenklingen auf die Gemeinsamkeit, wie sie in unserer Republik im Kleinen wächst und im Großen.

TEXT: HERBERT A. RUDOLF
FOTOS: PAUL FRIEDEMANN, BUSCHMANN, ARCHIV

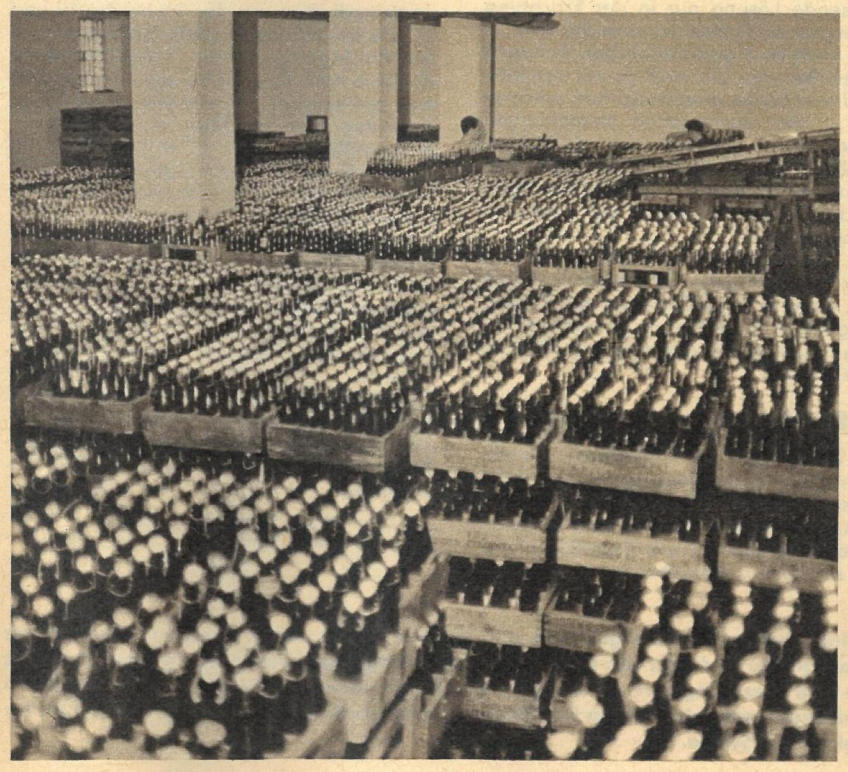
Bild links außen: Laßt Leergut nicht zum Himmel stinken, meint Stadtbezirksverordneter Gerhard Müller und setzt sich tatkräftig für eine endgültige Lösung des leidigen Problems ein. – Bild links: Ungefähr die doppelte Länge von heute erreicht die Thälmannstraße in den nächsten zwei Jahren durch ihre Weiterführung am Rathaus vorbei (ganz links) bis zur Wilhelm-Pieck-Straße.

WASSER MARSCH!

Es soll tatsächlich Leute geben,
die öffentlich sagen:
„Von mir aus kann
der Sommer kühl werden!"
Die sollte man doch gleich ...
Aber immerhin gibt es doch
eine ganze Anzahl Menschen,
die sich auch in der größten Hitze
kühlen Kopfes mit kühlen Dingen
beschäftigen müssen.

Denken sie nur
an die vielen Kühlbetriebe,
an die Kühltürme,
an die Kühlschrankbauer,
an die Bademeister
von Kühlungsborn und anderswo.
Wer jemals
eine Physikprüfung gemacht hat,
der weiß ein Lied
von den Molekü(h)len zu singen.
Kühle Mollen hört sich dagegen
weitaus sympathischer an.
Der Sommer
verdrängt die Frühlingsgefühle
und schafft das Kühlungsbedürfnis,
das heißt,
wenn es ein richtiger Sommer ist.
Und das wünschen wir Ihnen
aus ganzem
kühlem Herzensgrunde.

FOTOS BILLEB



Giftmörder im Tierreich

Eine schmerzhafte Begegnung mit „aktiv" giftigen Tieren, die die in ihrem Organismus produzierten Giftstoffe zu Verteidigungs- oder Angriffszwecken verwenden, hatte nach dem ersten Weltkrieg der deutsche Arzt und Naturforscher Doktor Gerhard Venzmer in der südwestafrikanischen Walfischbai. Die Passagiere des Frachtdampfers, mit dem er fuhr, unternahmen, während das Schiff vor Anker lag, einen großen Fischzug. Von der reichen Beute, die die Gesellschaft an Bord brachte, interessierten den Forscher besonders die Queisen. Es sind den Makrelen verwandte Stachelflosser, die unter der Bezeichnung „Petermännchen" laufen. Venzmer nahm eine von ihnen in die Hand, um sie genauer zu betrachten, und fühlte im gleichen Moment einen brennenden Schmerz am rechten Zeigefinger. „Der Fisch hatte mich mit dem Stachel seiner Rückenflosse gestochen", erzählt Venzmer in seinem Bericht.

„Bald war die Hand schmerzhaft gerötet und aufgeschwollen, die Lymphdrüsen der Achselhöhlen waren verdickt, und es dauerte eine ganze Reihe von Tagen, bis unter kühlenden Umschlägen Schwellung und Schmerzen zurückgingen ..."
Die Queisen aller Arten tragen an der vorderen Rückenflosse und an den Kiemendeckeln aufrichtbare Giftstacheln. Jeder Flossenstrahl stellt eine kleine Injektionskanüle dar; durch sie fließen die Absonderungen der am Grunde des Stachels sitzenden Giftdrüse in das Gewebe und lösen quälende, doch nur selten tödliche Beschwerden aus. Deswegen sind die Queisen – trotz ihres wohlschmeckenden Fleisches – bei den holländischen Fischern beispielsweise wenig geschätzt. Sie werfen sie lieber als Weihegeschenke für Petrus, den Schutzpatron der Fischerzunft, wieder ins Meer. So entstand die Bezeichnung „Petermännchen" für die Queisen. Da sie sich häufig im seichten Küstenwasser aufhalten und sich mit Vorliebe, bis auf die giftstachlige Rückenflosse, im Sande vergraben, ist es für barfuß Watende ratsam, sich vor einem Stich in acht zu nehmen. Wer die Queise essen will, muß vor dem Zubereiten die giftige Rückenflosse und die Kiemendeckel vorsichtig entfernen.

„Von der Tarantel gestochen"

Vor mir liegt die aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stammende Zeitschrift „Hamburgisches Magazin". Darin ist in deutscher Übersetzung ein kulturgeschichtlich höchst bedeutsames Dokument, „Ein aechter Brief von einem italienischen Herrn ueber den Biß der Tarantul", von einem gewissen Signor Storace, abgedruckt. Er schreibt wörtlich:
„An einem Tage geschahe es, daß ein armer Mann auf der Straße krank ward, und man sah gar bald, daß dieses die Wirkung einer Tarantul sey, weil das Landvolk gewisse untruegliche Zeichen hat, woran es solches erkennet, und besonders sagen sie, daß einen die Tarantul an den obern Rand des Ohres, oder an das Ohrläppchen, und zwar, wenn man auf der Erde schlafend liegt, beißt. Der verwundete Theil wird drey Tage nach dem Bisse schwarz, eben zu der Stunde, da man gebissen worden. Sie sagen ferner, daß wenn niemand da waere, der den Verwundeten heilen koenne, dieser die Wirkung des Bisses alle Tage eben zu dieser Stunde, drey bis vier Stunden hinter einander fuehlte, bis er so toll wuerde, daß er in Zeit von einem Monate drauf gienge. Einige, sagen sie, haben drey Monate gelebt, nachdem sie gebissen worden ..."
Solche und ähnliche Schauergeschichten wurden seit dem Mittelalter bis weit in die Neuzeit hinein über die Tarantel erzählt. Diese südeuropäische Wolfsspinnenart verbirgt sich tagsüber in selbstgegrabenen senkrechten Erdhöhlen und geht nachts raubtierhaft auf Nahrungssuche aus. Man bekommt das etwa zweieinhalb bis drei Zentimeter lange Tier kaum zu Gesicht – ein Grund mehr jedoch für unsere in abergläubischen Vorstellungen befangenen Vorfahren, die Tarantel als hinterhältigste, giftigste, kurzum berüchtigtste aller Spinnen zu verpönen. Ihr Biß würde Fieber, Schweißausbruch, über den ganzen Körper sich ausdehnende Schmerzen, besonders aber periodisch wiederkehrende, allmählich zur Erschöpfung führende veitstanzähnliche Zuckungen hervorrufen, sagten sie und nannten diese Krankheit „Tarantismus". An sie erinnert noch heute die Redensart „... wie von der Tarantel gestochen", die wir auf unruhige, plötzlich handelnde Menschen anzuwenden pflegen.
In ihrer Ratlosigkeit gegenüber der ominösen Tarantelbißerkrankung versuchten die Menschen ihr mit Musik und tagelangem wildem Tanzen mit anschließendem Aderlaß beizukommen. Der Sinn dieser Heilbehandlung sollte darauf beruhen, daß der „Patient" durch die ekstatischen Bewegungen in Schweiß geraten und gleichzeitig das „furchtbare" Spinnengift mit ausdünsten sollte, was dann auch noch durch den Blutentzug unterstützt wurde.
Da aber, wie wir heute zuverlässig wissen, der Biß der speziell in der süditalienischen Landschaft Apulien beheimateten Tarantel für den Menschen harmlos ist, wird es wohl mit dem sogenannten Tarantismus eine andere Bewandtnis gehabt haben. Vermutlich handelte es sich dabei um eine in früheren Jahrhunderten häufige, vielfach epidemisch auftretende Nervenerkrankung, oder aber die Tarantel wurde mit einer anderen Spinne verwechselt, nach deren Biß motorische Unruhe auftritt.
Wir brauchen uns also vor der Tarantel nicht zu fürchten. Und auch vor ihrer südrussischen Schwester nicht, deren Biß zwar ähnliche Vergiftungssymptome hervorruft wie ein Bienen- oder ein Wespenstich, die jedoch äußerst beißunlustig ist. Das wies im Jahre 1901 der Rostocker Pharmakologe Eduard Robert Koch durch Dutzende von Selbstversuchen nach. Sooft er auch seinen aus der Krim beschafften hundert Taranteln den Finger oder den Arm zum Biß anbot und sie sogar reizte – sie ließen ihn unbehelligt. Nach einer Mitteilung des Leningrader Zoologen Professor Jewgeni Nikanorowitsch Pawlowski verzehren Hunde und Katzen die vier Zentimeter langen südrussischen Taranteln ohne Folgen, und im Gebiet von Kuibyschew spielen Kinder mit ihnen, ohne angegriffen zu werden.
Wenn jedoch eine Tarantel ein Beutetier, sei es eine Hummel oder ein Mäuslein, überfällt, dann wirkt das Gift unverzüglich lähmend. Ein Sperling verendet, wie Professor Pawlowski berichtet, am Gift dieser Spinne zwei Tage nach dem Biß.

Gefährliche „Schwarze Witwe"

Zu den wenigen auch für den Menschen gefährlichen Giftspinnen zählen vornehmlich die in fast allen warmen Ländern der Erde heimischen Latrodecten-Arten aus der Familie der nach ihrer eigentümlichen Hinterleibsform benannten „Kugelspinnen". In ihrer wissenschaftlichen Benennung „Latrodectus" verbirgt sich die deutsche Vokabel „Beißender Räuber", bereits ein deutlich zur Vorsicht mahnender Hinweis auf diese unheimliche Spinnengattung.
Eine von ihnen bewohnt das Mittelmeergebiet und Asien und heißt „Malmignatte". Man erkennt sie an ihren dreizehn roten oder weißen Flecken auf dem Rücken ihres schwarzen Hinterleibes und begegnet ihr auf Äckern und in Salzsteppen. Sie ernährt sich hauptsächlich von Feldheuschrecken, verschmäht aber auch andere Insekten nicht, die sich in ihren zwischen Bodenpflanzen angelegten Maschennetzen verfangen. Da die Spinnen aber eine zu winzige Mundöffnung haben, um feste Nahrung aufnehmen zu können, schlagen sie mit ihren kräftigen, beweglichen Chelizeren-Klauen, durch die eine Giftdrüse ausmündet, ein Loch in die Beute. Darein träufeln sie das giftige Verdauungssekret, welches das Körpergewebe in eine für sie

Gift Gift Gift Gift 7

TATSACHENBERICHT VON BERNT KARGER-DECKER — ILLUSTRATIONEN KARL FISCHER

leicht aufzusaugende Nährflüssigkeit umwandelt. Teilchen für Teilchen des Beutetieres bearbeitet die Malmignatte auf solche Weise, bis sie sich gesättigt hat. „Außenverdauung" nennt die Wissenschaft diesen Vorgang.

„Da sämtliche existierenden Spinnenarten – man kennt bis jetzt weit mehr als zwanzigtausend – über einen Giftapparat verfügen, sind strenggenommen a l l e Spinnentiere giftig", erklärt uns der bekannte Berliner Spinnenforscher Doktor Wolfgang Crome vom Zoologischen Museum der Berliner Humboldt-Universität. „Es fragt sich nur, inwieweit ihr Gift auch auf den Menschen wirksam ist."

Der Biß des etwa dreiviertel Zentimeter langen Malmignattenweibchens ruft beim Menschen ernstliche Beschwerden hervor. Seine Tödlichkeit konnte bisher allerdings noch nicht einwandfrei bewiesen werden. Der Schmerz eines Malmignattenbisses gleicht etwa dem eines Bienenstichs. „Jedoch innerhalb der nächsten zwei bis drei Stunden", erklärt Doktor Crome, „breiten sich heftige Schmerzen über den ganzen Körper aus, und eine damit einhergehende Gelenkstarre erschwert in hohem Maße jede Bewegung. Fieber, kalter Schweiß und Atemnot gesellen sich hinzu, und erst nach etwa drei bis vier Tagen klingen die Beschwerden allmählich wieder ab, wobei zuerst die Körperschmerzen und zuletzt die der Beine sowie charakteristisch verkrampften Füße nachlassen."

Bedeutend komplizierter verläuft demgegenüber die Vergiftung durch den Biß einer im Süden der Sowjetunion bis nach Zentralasien verbreiteten Malmignattenart, der „Karakurte", die von den Kirgisen auch „Schwarzer Wolf" genannt wird. „Starker Kopfschmerz, zuweilen galliges Erbrechen, eigenartige Hautverfärbungen, periodisch wiederkehrende heftige bis schier unerträgliche Knochenschmerzen bilden die Besonderheiten dieses Vergiftungsbildes", erläutert Doktor Crome.

„Erst nach zwei bis drei Wochen tritt die Genesung ein; doch dann bleibt häufig noch eine bis zu zwei Monaten andauernde allgemeine Körperschwäche zurück. In sehr schweren Fällen soll binnen wenigen Stunden bis zwei Tagen der Tod eintreten."

Schließlich erfahren wir von der gefährlichsten Kugelspinnenart: der sowohl in Kanada und den Vereinigten Staaten als auch in Mittel- und Südamerika auftretenden „Schwarzen Witwe". Sie ist an einem sanduhrförmig gestalteten gelben bis roten Fleck auf der Bauchseite erkennbar, weshalb die Nordamerikaner sie auch „Sanduhrspinne" getauft haben. Von den in den beiden letzten Jahrhunderten von der „Schwarzen Witwe" gebissenen 1291 USA-Bürgern erlagen fünfundfünfzig den erlittenen Vergiftungen.

„Kann man denn gar nichts dagegen tun?"

„Ja und nein", antwortet Doktor Crome. „Es ist zwar im Butantan-Institut zu São Paulo in Brasilien gelungen, Sera gegen Spinnengifte herzustellen, da aber das Gift der ‚Schwarzen Witwe' sich außerordentlich schnell im menschlichen Körper ausbreitet, erfüllt ein Antiserum nur dann seinen Zweck, wenn es spätestens unmittelbar nach dem Biß, besser jedoch vorher angewandt wird. Doch wer weiß schon, ob oder wann eine ‚Schwarze Witwe' ihn beißen wird, und wer trägt ständig eine Serumampulle nebst Rekordspritze mit sich herum?"

„Die sicherste Vorbeugung bildet also noch immer die Ausrottung des Tieres . . ."

„Aber nur mit der Klatsche", pflichtet uns Doktor Crome bei, „denn die ‚Schwarze Witwe' ist gegen alle chemischen Bekämpfungsmittel immun. Es sei denn, sie würden in überstarken, dann allerdings auch für Mensch, Tier und Pflanze tödlichen Konzentrationen angewandt. Doch was nützte dies?"

So unheilvoll tierische Gifte sein können, so segensreich sind sie anderseits für die Medizin, die Pharmakologie und nicht zuletzt interessant für die Chemie, die sie rein besitzen muß, um ihre chemische Zusammensetzung analysieren und die einzelnen Bestandteile auf ihre spezifische Wirkung untersuchen zu können. Zur Gewinnung von Spinnengiften, namentlich von der größten und imposantesten Spinne des Erdballs, der Vogelspinne, hat Professor Bücherl im Butantan-Institut eine eigene elektrische Reizmethode entwickelt. Wie er selbst mitteilt, hat er „sechs Taschenlampenbatterien miteinander verbunden, von den letzten beiden zwei Drähte nach oben geführt und sie an ihrem Ende umgebogen, so daß sie als positiver und negativer Pol dienen".

„Davor pflanzte ich", so erklärt Professor Bücherl, „eine kleine Uhrglasschale auf. Die beiden Giftzähne der Vogelspinnen werden nun an die beiden Pole angebracht; es erfolgt eine Muskelzusammenziehung, und das Gift fließt in die Schale. Mit Hilfe eines Unterbrechungshebels vermag man eine Vogelspinne sogar zwei- bis dreimal zu erregen und ihr mehr Gift abzuzapfen. Das Ganze übersteht sie sehr gut; sie frißt weiter und kann alle paar Wochen immer wieder ‚gemolken' werden."

Mit dem Spinnengift werden Versuchstiere sehr hoch immunisiert; und von ihnen wiederum wird das den Menschen passiv immunisierende Serum gewonnen.

Schlangengiftiges

Noch weiß man über die chemische Zusammensetzung der einzelnen Spinnengifte wie überhaupt der meisten Tiergifte zuwenig, um sie auch gezielt als Heilmittel nutzbar zu machen. Immerhin aber scheint sicher zu sein, daß es sich bei ihnen um eiweißartige Körper handelt, die den Schlangengiften nahestehen. Die Heilkraft des Schlangengiftes soll übrigens im vorigen Jahrhundert durch einen Zufall entdeckt worden sein, erfahren wir vom Oberassistent des Berliner Tierparks, Doktor Hans-Günther Petzold: Ein epileptischer Holzfäller in Texas war während eines seiner schrecklichen Krampfanfälle von einer amerikanischen Klapperschlange gebissen worden. Obwohl das Gift dieser Schlange im allgemeinen tödlich wirkt, geschah dem texanischen Waldarbeiter nichts, im Gegenteil: Sein epileptischer Anfall hörte auf, weitere Anfälle traten nicht mehr ein; die Krankheit war für immer geheilt.

Dieser erfreuliche Ausgang des Vorfalls hatte im Jahre 1843 zur ersten wissenschaftlichen Schlangengiftanalyse geführt. Wenn auch die chemische Erforschung des komplizierten Giftstoffes bis heute noch nicht abgeschlossen ist, zählt das Schlangengift doch zu den besterkannten tierischen Giften. In der Schlangenfarm des von Professor Dathe geleiteten Berliner Tierparks dürfen wir einmal einer Giftentnahme beiwohnen. Mit dem sogenannten Schlangenhaken bringt der Schlangenmeister das Tier, um seine Bewegungen zu hemmen, auf eine feuchte Glasplatte. Er hält es am Halse fest, bis er es mit drei Fingern der rechten Hand hinter dem Kopfe gepackt hat und durch leichten Druck die Giftdrüsen massieren kann. Die Schlange beißt daraufhin wütend in eine vorgehaltene Glasschale, in die nun das gelb- oder grünlichschimmernde zähflüssige Gift hineintropft.

Es stellt ein Gemisch verschiedener großer Eiweißkörper mit zum Teil Fermentcharakter dar, was aber nicht bedeutet, daß alle Schlangengifte einander chemisch oder in ihrer Wirksamkeit gleichen. „Abgesehen davon", erklärt Doktor Petzold, „daß die Wirkung eines Giftbisses auf Menschen wie auf Tiere von mancherlei Faktoren, beispielsweise von der Körperverfassung des Opfers, von der Bißstelle, von der Jahreszeit, vom Alter der Schlange und davon, wann der letzte Biß getätigt wurde, abhängt, produzieren die einzelnen Schlangenarten unterschiedliche Giftanteile. Dies hat die Zoologen und Mediziner veranlaßt, die Giftschlangen in zwei große Gruppen

zu unterteilen: die Vipern – denen auch unsere einheimische Kreuzotter und die giftigste europäische Schlange, die Sandotter, angehören –, deren Gift hauptsächlich Gewebs- oder Blutzerstörungen verursacht, und die Nattern – wie die Brillenschlange, die südamerikanische Korallenschlange oder die Seeschlangen –, deren Gifte vorwiegend das Zentralnervensystem schädigen."

Wie gefährlich Schlangengift ist, kann man an Vergleichen mit den Pflanzengiften Strychnin und Blausäure ermessen. Wollte man von jedem der drei Gifte ein Kilogramm an Menschen verspritzen, so würden nach Injektion des Strychnins fünftausend, der Blausäure sechzehntausend, des Kobra- oder Brillenschlangengiftes aber einhundertfünfzigtausend Menschen sterben!

Von den annähernd zweieinhalbtausend auf der Erde lebenden Schlangenarten gelten rund vierhundert als giftig. Allerdings, betont Doktor Petzold nachdrücklich, bedeutet das nicht, daß die übrigen Schlangenarten, physiologisch betrachtet, ungiftig wären. Es gibt genausowenig ungiftige Schlangen wie ungiftige Spinnen, da sämtliche Schlangenarten, wie auch alle Spinnen, mit einem Giftapparat ausgerüstet sind. Nur stehen die Giftdrüsen der von uns als ungiftig bezeichneten Schlangen nicht mit den Zähnen in Verbindung, so daß beim Biß kein Gift in die Blutbahn gelangen kann.

Ist die Kreuzotter giftig?

Die jährlichen Todesfälle durch Schlangengift werden auf etwa fünfzigtausend geschätzt; die weitaus meisten davon kommen auf das Konto der tropischen Giftschlangen.

Dagegen nimmt sich die häufigste Giftschlange unserer Breiten, namentlich Deutschlands, die Kreuzotter, harmlos aus, weil sie jeweils nur über eine geringe Giftmenge verfügt. Außerdem entspricht es nicht der Wahrheit, daß Kreuzottern Menschen angreifen. Sie versuchen stets zu entfliehen, und erst wenn ihnen das nicht möglich ist, beißen sie zu. An der Bißstelle erscheinen in einem Abstand von ungefähr einem Zentimeter zwei Wunden, die zunächst nicht schmerzen, da das Kreuzottergift keine lokal reizenden Stoffe enthält. Schmerz tritt erst allmählich auf, verbunden mit einer zunehmenden Schwellung des betroffenen Gliedes. Nach einer Stunde kommt es zu Allgemeinerscheinungen: Kopfweh, Übelkeit, Durst, mitunter Durchfall. Auch kann der Blutdruck absinken und der Puls schneller gehen. Unter ungünstigen Umständen kann der Tod durch Kollaps oder, häufiger, durch Atemlähmung erfolgen.

Die Behandlung eines Kreuzotternbisses stellt sich der Laie vielfach sehr alkoholreich vor; verschiedentlich herrscht bei ihm sogar die Auffassung, daß man den Gebissenen sinnlos betrunken machen müsse, um ihn zu heilen. Doch damit würde gerade das Gegenteil erreicht, weil große Mengen Alkohol lähmend auf das Atem- und Kreislaufzentrum wirken.

Der Arzt des Altertums hatte Schlangenbisse mit einem Kräutergemisch aus Anis, Fenchel und Kümmel, dem überhaupt keine Gegengiftwirkung zukam, zu heilen versucht. Es nannte sich „Theriak"; seine Rezeptur war in großen Lettern unmittelbar neben dem Eingang des Heiltempels zu Kos in die Mauer gemeißelt. Der spätere König von Pontos, Mithridates Eupator, soll schließlich die Herstellung des Mittels durch Beigabe von Vipern- und Krötenfleisch sowie Entenblut ergänzt haben. Das ganze Mittelalter hindurch und weit in die Neuzeit hinein galt „Theriak" als eine „Wunder"arznei, die die Apotheker in goldenen Gefäßen aufbewahrten, und der Vipernfang war eine wichtige Beschäftigung im Dienste der Heilkunde.

Neben der (besonders laut) von umherziehenden Quacksalbern angepriesenen Theriakbehandlung existierten noch andere, vom Aberglauben diktierte Heilmethoden gegen Giftschlangenbiß. So sollte zum Beispiel ein von einer Natter Angefallener rasch seinen eigenen Harn trinken und warmes Hühnerfleisch oder besser noch das Hirn einer Henne auf die Bißwunde legen!

In unseren Tagen ist derartiger Unsinn selbstverständlich überholt. Bei einem Giftschlangenbiß sind Besonnenheit und Ruhe notwendig; Aufregung oder schnelle Bewegungen würden die Ausdehnung des sich verhältnismäßig langsam verteilenden Schlangengiftes nur beschleunigen. Bis zum Eintreffen des Arztes legt man oberhalb der Bißnarben eine Aderpresse an, um zu verhindern, daß sich das Gift im ganzen Körper verbreitet. Doch darf man nicht zu lange abbinden, weil sonst das Bein oder die Hand nicht mehr genügend durchblutet würde. Dann schneidet man die Bißkanäle mit einer zuvor über einer Streichholzflamme keimfrei gemachten Rasierklinge oder einem Messer kreuzförmig ein und versucht, möglichst viel Gift auszusaugen – aber nur, wenn Lippen und Mund keine schadhaften Stellen aufweisen, durch die Gift in die Blutbahn dringen könnte. Der Arzt wird schließlich ein Gegenserum in das die Bißstelle umgebende Muskelgewebe und notfalls auch in die Vene injizieren, wobei sich die Menge jeweils nach dem Zustand des Betroffenen richtet.

Biene kontra Pferd

„Über Pferdepassagen wird aus dem tödlichen Schlangengift das lebenerhaltende Serum gewonnen", erläutert uns Oberassistent Petzold vom Berliner Tierpark, „und zwar stellt man heute neben sogenannten monovalenten, das heißt gegen den Biß nur einer bestimmten Schlangengattung wirkenden Seren bereits ‚polyvalente', gegen verschiedenartige Schlangengifte anwendbare, her."

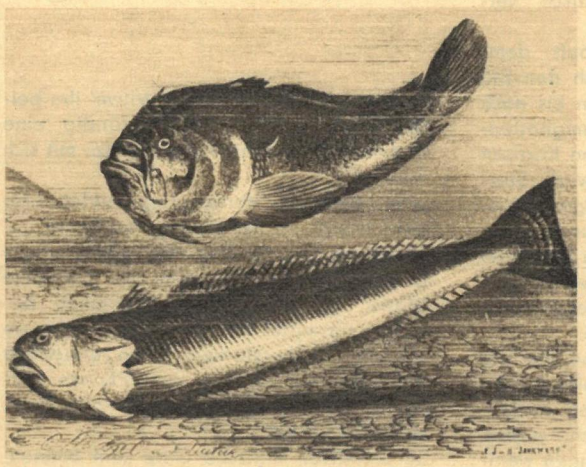
Aber auch wichtige Heilmittel werden aus Schlangengift erzeugt: Salben und Injektionspräparate gegen Rheuma, Ischias, Nervenschmerzen, Epilepsie und zur Blutstillung.

Zu gleichen Zwecken werden übrigens auch Krötengift und Bienengift verarbeitet. Während man das Krötengift mit seinen verschiedenen Inhaltsstoffen durch Elektroreize aus den Rückenhautdrüsen des Tieres gewinnt, erlangt man das Gift der Honigbiene dadurch, daß man die Insekten in Papier stechen läßt, aus dem man das Gift dann herauszieht, oder daß man die Giftblase der frischgetöteten Bienen auspreßt. Bedenkt man, daß eine Arbeiterin – denn Drohnen besitzen keinen Giftapparat – während ihrer Innendienstperiode nur über insgesamt 0,3 Milligramm Gift verfügt und daß fünfzehntausend Bienenstiche erst ein Gramm Gift ergeben, dann vermag man sich einen Begriff von der Mühseligkeit der Bienengiftgewinnung zu machen!

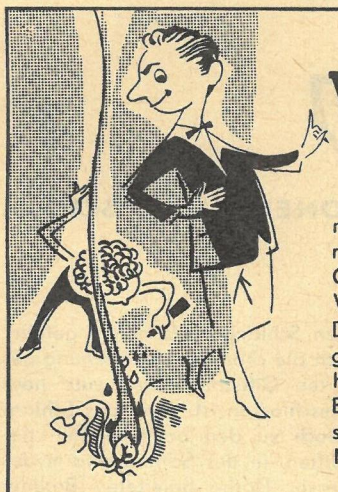
Doch trotz der minimalen Giftmenge, die eine Biene nur zur Verteidigung ihres Stockes gegen mögliche Eindringlinge besitzt, wirkt ihr Stich auf Insekten, Regenwürmer oder selbst auf Spinnen tödlich. Sogar an Hunden und Pferden sind schon tödliche Stichwirkungen beobachtet worden. Beim Menschen gibt es gegenüber dem Bienengift, das die Chemiker als einen eiweißähnlichen Körper auffassen, ohne seine Struktur restlos geklärt zu haben, natürliche und erworbene Immunität. Eine damit begabte Person verträgt ohne weiteres über fünfzig Stiche, eine mit angeborener oder erworbener Überempfindlichkeit behaftete kann bereits an einem einzigen Stich zugrunde gehen.

Die therapeutische Anwendung des Bienengiftes gegen rheumatische Erkrankungen ist uralt. Seine Wirkung scheint darauf zu beruhen, daß es die Nebennieren zu vermehrter Ausschüttung des Hormons „Adrenalin" veranlaßt, was, wie Versuche an Ratten ergeben haben, zu einer Milderung der Krankheitserscheinungen führt. – „Ähnlich wie vom Gift der Biene und von denen der übrigen hier erwähnten giftigen Tiere werden auch noch aus anderen tödlichen Tiergiften, die jahrhundertelang Menschen in allen Erdteilen in Furcht und Schrecken versetzten, wirkungsvolle Medikamente hergestellt", beendet Oberassistent Doktor Hans-Günther Petzold unser Gespräch. „– ein durch enge Zusammenarbeit von Biologen, Medizinern und Chemikern erzielter glänzender Erfolg in der Beherrschung der Natur durch den Menschen!"

IM NÄCHSTEN HEFT LESEN SIE:
GEHEIMNIS DER HEXENSALBEN



Bei den Fischern wenig geschätzt: die Queise, genannt „Petermännchen" (unten im Bild).



Von der Wurzel bis zur Spitze

muß das Haar gepflegt und seine natürliche Ernährung gefördert werden; nicht nur aus hygienischen Gründen, sondern weil das Haar eine Funktion zum Vorteil des gesamten Körpers zu erfüllen hat.
Das Spezialerzeugnis **Exlepäng** hilft vorbeugend gegen Haarausfall und enthält erstmalig allantoinhaltigen Extrakt und einen Wirkstoff, der zu den Bausteinen des Haares in unmittelbarer Beziehung steht. Weit über ein halbes Jahrhundert bürgt der Name **Exlepäng** für Qualität und Wirkung.

Parfümeriefabrik Exlepäng Markkleeberg/Leipzig

CARL ZEISS JENA

IHRE KAMERA EINE WERRA

VEB Carl Zeiss JENA

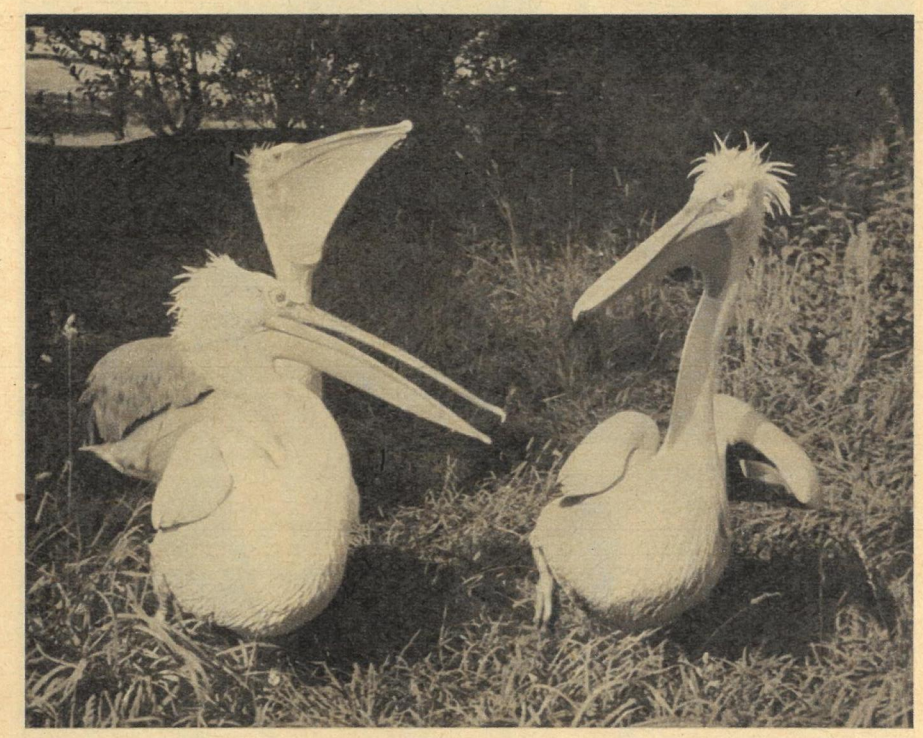
Professor Dr. Wolfgang Ullrich
Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

WELTREISE DURCH DAS TIERREICH (18)

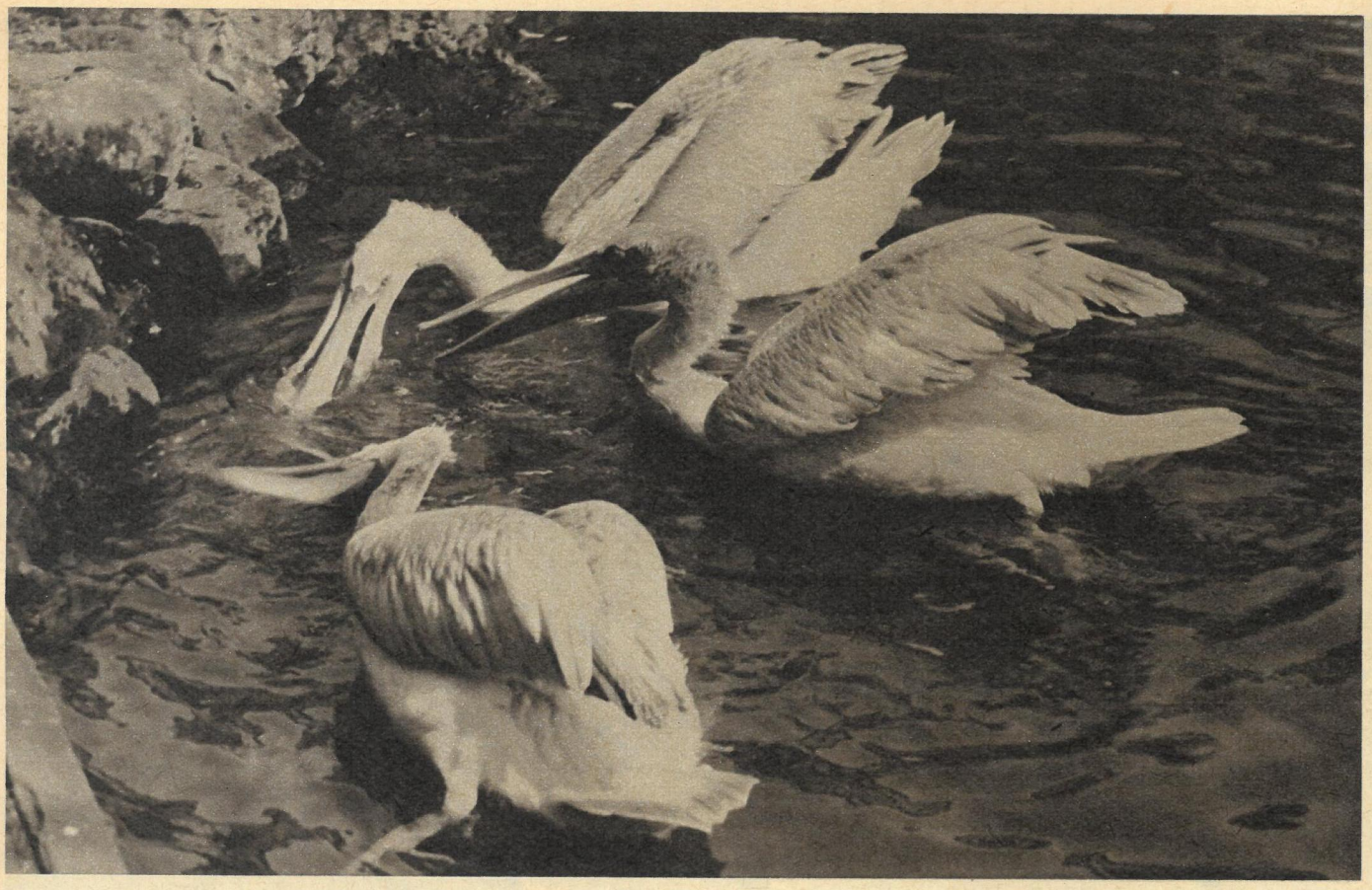
GEFIEDERTE FISCHER

Auf unserer Reise durch das Reich der Tiere wollen wir heute zwei Gefiederte aufsuchen, die in ihrer Verbreitung nicht an einen bestimmten Erdteil gebunden sind. Wir können sie im Süden Europas genauso finden wie in den großen Seengebieten Afrikas, aber auch an den Küsten der Alten und der Neuen Welt, einige sogar in den hohen Gebirgsregionen Südamerikas: die Flamingos und die Pelikane.

In freier Wildbahn begegnete ich diesen Vögeln zum ersten Mal in Ostafrika. Am Fuße des Meru, eines der erloschenen Vulkane des ostafrikanischen Hochlandes, breiten sich weite Steppengebiete aus. In diese Buschwildnis sind zahlreiche Seen eingelagert, umgeben von Galeriewäldern, in denen Buschböcke, Riedböcke, Wasserböcke, Nashörner, Giraffen, Kaffernbüffel und zeitweise auch Elefanten anzutreffen sind. An den Ufern der Seen finden sich schon in den frühen Morgenstunden Ibisse, Kronenkraniche und Nilgänse ein, um auf Nahrungssuche zu gehen. Oft saß ich dort auf einem Felsblock, um den Zauber dieser Landschaft, über die sich das schneebedeckte Haupt des Kilimandscharos erhebt, und den schönen Anblick der ungestörten Tierwelt zu genießen. In den breiten Kronen der Sumpfakazien hockten Meerkatzen, zupften Blätter und Blüten ab, stopften sie in ihre Mäulchen und schauten mißtrauisch auf mich herab, wenn ich die Kamera ans Auge nahm, um dieses friedliche Tierleben im Farbbild festzuhalten. Manchmal tauchte auch der Kopf eines Flußpferdes aus dem See auf, blieb wenige Sekunden über dem Wasser, um Luft zu schöpfen, und versank lautlos unter der Oberfläche. Als ich eines Tages wieder zu diesem See kam, schwammen Pelikane auf dem Wasser. Es war nur ein kleiner Schwarm von zwölf Vögeln, die sich zum gemeinsamen Fischfang hier eingefunden hatten. Wie Segelboote trieben sie über den See, schaukelten auf den Wellen und formierten sich zu einer Reihe. So schwammen sie dicht nebeneinander, nur getrieben von ihren mit großen Schwimmhäuten versehenen Füßen. Plötzlich schwenkten der linke und der rechte Flügel dieser „Schützenreihe" ein. Die Front schloß sich zu einem großen Kreis zusammen. Der Abstand zwischen den einzelnen Tieren war so weit vergrößert worden, daß jeder Vogel seine mächtigen Flügel ausbreiten und mit ihnen auf das Wasser schlagen konnte, ohne dabei seinen Nachbarn zu berühren. Der Fischfang begann. Offensichtlich trieben die Pelikane durch diese Flügelschläge die Fische in die Mitte des Kreises, den sie nun immer mehr verengten, bis sich ihre spindelförmigen Körper fast berührten. Wie auf ein Kommando tauchten sie dann alle zu gleicher Zeit ihre Schnäbel tief ins Wasser. Weit dehnen sich die „Fischernetze" dieser Vögel, wenn sie ihre riesigen, mit Wasser und Fischen gefüllten Schnäbel aus dem Wasser heben. Die Fangvorrichtung am Unterschnabel kann man sehr wohl als Netz bezeichnen, denn dieser Unterschnabel besteht nur aus zwei elastischen Spangen, zwischen denen der Hautsack, der als



**Streit bei Pelikans:
Ausgebreitete Flügel und ausgespannte Kehlsäcke
sollen den Gegner einschüchtern.
Hier geht es noch ziemlich friedvoll zu.**



Fischereigenossenschaft: Die Pelikane drücken im Halbkreis den Fischschwarm gegen das Ufer. In den käscherförmigen Schnäbeln zappelt bald die erjagte Beute.

Käscher benutzt wird, ausgespannt ist. Immer wieder tauchten die fischenden Pelikane in gleichem Rhythmus die Schnäbel ein, stießen ihre Fangapparate tief unter den Wasserspiegel und zogen ihre Beute heraus. Der Schlund der Vögel ist groß genug, um die zappelnden Fische auch unzerkleinert zu empfangen. Es war ein unvergeßlicher Anblick; bewundernswert die Übereinstimmung des Handelns, elegant die Bewegungen der schlanken Köpfe. Bald löste sich der Kreis wieder auf, der Kurs wurde geändert, eine neue Reihe gebildet, die sich bald wieder zum Kreis schloß, um erneut mit dem Fischfang zu beginnen.

Der Meerespelikan, der an den Westküsten Südamerikas anzutreffen ist, hat eine andere Taktik des Fischfanges entwickelt. Er kreist in einem Abstand von fünf bis zehn Metern über dem Meeresspiegel, stößt dann plötzlich mit dem angezogenen Kopf voraus hinab, verschwindet für Sekunden in den Fluten und kommt mit dem Fisch im Kehlsack wieder zur Oberfläche. Das Wasser rinnt aus dem Schnabel, während die Beute verschluckt wird. Bald startet er wieder, flattert erst flügelschlagend über den Wellen dahin, erhebt seinen schweren Körper und bereitet sich auf den nächsten Sturzflug vor. Laut hört man seinen Körper auf die Wasseroberfläche klatschen.

Die nächste Begegnung mit Pelikanen hatte ich in dem großen Naturschutzpark Kaziranga in Assam, am Ufer des Riesenstromes Brahmaputra. In dem Überschwemmungsgebiet des Flusses, das von zahlreichen blinden Armen des Brahmaputra durchzogen ist, brüten die Pelikane in Kolonien auf Bäumen. Aus Zweigen und Schilfhalmen errichten sie ihre Nester in Astgabeln. Nach etwa sechs Wochen schlüpfen die Jungen aus. Noch lange Zeit hocken sie im Nest und müssen von den Eltern gefüttert werden. Diese Hilflosigkeit nützen dort die Adler aus. Für sie beginnt das Schlaraffenland Wirklichkeit zu werden, wenn die Pelikane ihre Jungen aufziehen. Träge, weil vollgefressen, sitzen sie im Geäst der benachbarten Bäume. Es bedarf nur weniger Flügelschläge, um zur Beute zu gelangen. Wenn die Eltern der Pelikankinder auch drohend ihre Hälse strecken, die Kehlsäcke ausspannen und mit den Flügeln schlagen, wirksam ist dieses Verhalten gegenüber ihren aufdringlichen Feinden nicht. Ruhig läßt sich der Adler auf dem Nest nieder, ergreift mit seinen Fängen einen jungen Pelikan und entführt das Kind vor den Augen der Eltern auf den nächsten Baum, um es in Ruhe zu verspeisen. Aber die Zahl der Nachkommen ist in einer solchen Kolonie groß genug, um diesen Aderlaß zu ertragen. Der Bestand wird trotzdem nicht gefährdet.

Viel schwieriger waren meine Begegnungen mit Flamingos. Den ersten Versuch, diese schönen Stelzvögel aus der Nähe zu belauschen, machte ich am Manyarasee, am Fuße der kleinen ostafrikanischen Bruchstufe: Auf der einen Seite dieses Sees war der Weg zu den Flamingos durch eine dichte Schilfmauer versperrt, außerdem hielten sich in dieser unwegsamen Wildnis noch große Herden von Kaffernbüffeln auf, die andere Seite war durch einen Salzsumpf begrenzt. Während der Regenzeit bedeckt das Wasser des Sees große Flächen der Ebenen, die jedoch in der heißen Zeit des Jahres austrocknen. Das Salz kristallisiert an der Oberfläche, aber unter dieser Kruste bleibt ein tiefer Schlamm. Bald steckten wir im Morast fest. Zwar fanden wir die kegelförmigen Nester, die von den Flamingos während der Brutzeit aus dem Schlamm des Ufers errichtet werden, aber die rosafarbenen Vögel waren noch viel zuweit entfernt, um sie gut beobachten zu können. So mußten wir schweren Herzens aufgeben. Erst im Gebiete von Momella, wo ich auch die Pelikane beim Fischfang belauschen konnte, gelang es, Flamingos aus geringerer Entfernung zu beobachten. Sie standen im seichten Wasser, tauchten ihre Schnäbel mit der Oberseite voran ins Wasser ein und siebten die Kleinlebewesen durch schnelles Aufeinanderschlagen der Schnabelhälften, ähnlich dem Schnappern der Enten, aus dem Schlamm heraus. Dabei beschrieben sie halbkreisförmige Bewegungen mit ihren gebogenen Schnäbeln. Als sie uns erspäht hatten, wateten sie weit in den See hinein, bis das Wasser auch ihren Körper erreichte, und schwammen schließlich auf den Wellen.

So hat der Flamingo, ein Bewohner der Ufergebiete großer Seen, eine völlig andere Methode der Nahrungsaufnahme entwickelt, als wir sie bei den Pelikanen beobachten konnten. Während der Oberschnabel schmal und platt ist, wird der Unterschnabel durch die kräftige, dicke Zunge ausgefüllt. Sie trägt an ihrem Rande feine Hornzähnchen. An den Kanten beider Schnäbel befinden sich dagegen zahlreiche querstehende Hornlamellen, die einen Filter bilden, in dem die Beute hängenbleibt. Die Hornzähnchen der Zunge kehren dann die Lamellen, und die gefangenen Kleinlebewesen werden verschluckt. Aber auch die Füße beteiligen sich am Fang von Nahrung. Durch schnelles Treten wird der Schlamm des Bodengrundes aufgewühlt und damit dem seltsamen Siebschnabel neues Material zum Durchseihen geboten. Mikroskopisch kleine Algen, aber auch Krebschen, Insektenlarven, kleine Muscheln und Schnecken bilden die Nahrung dieser Vögel. Ihre dicke, fleischige Zunge wurde ihnen im Gebiet des Mittelmeeres, in dem sie noch während des Altertums verhältnismäßig zahlreich gewesen sein müssen, zum Verhängnis. Die Römer entdeckten die Flamingozunge als Leckerbissen und begannen mit der Ausrottung dieser Vögel. Da sie ihr Imperium immer weiter ausdehnten und bald den ganzen Mittelmeerraum beherrschten, fielen dieser Herrschsucht und dem Gott Lukullus auch die Brutkolonien der Flamingos zum Opfer. So gibt es heute leider nur noch ein Brutgebiet der Flamingos im Mittelmeerraum. Es liegt in einem Naturschutzpark an der Rhônemündung.

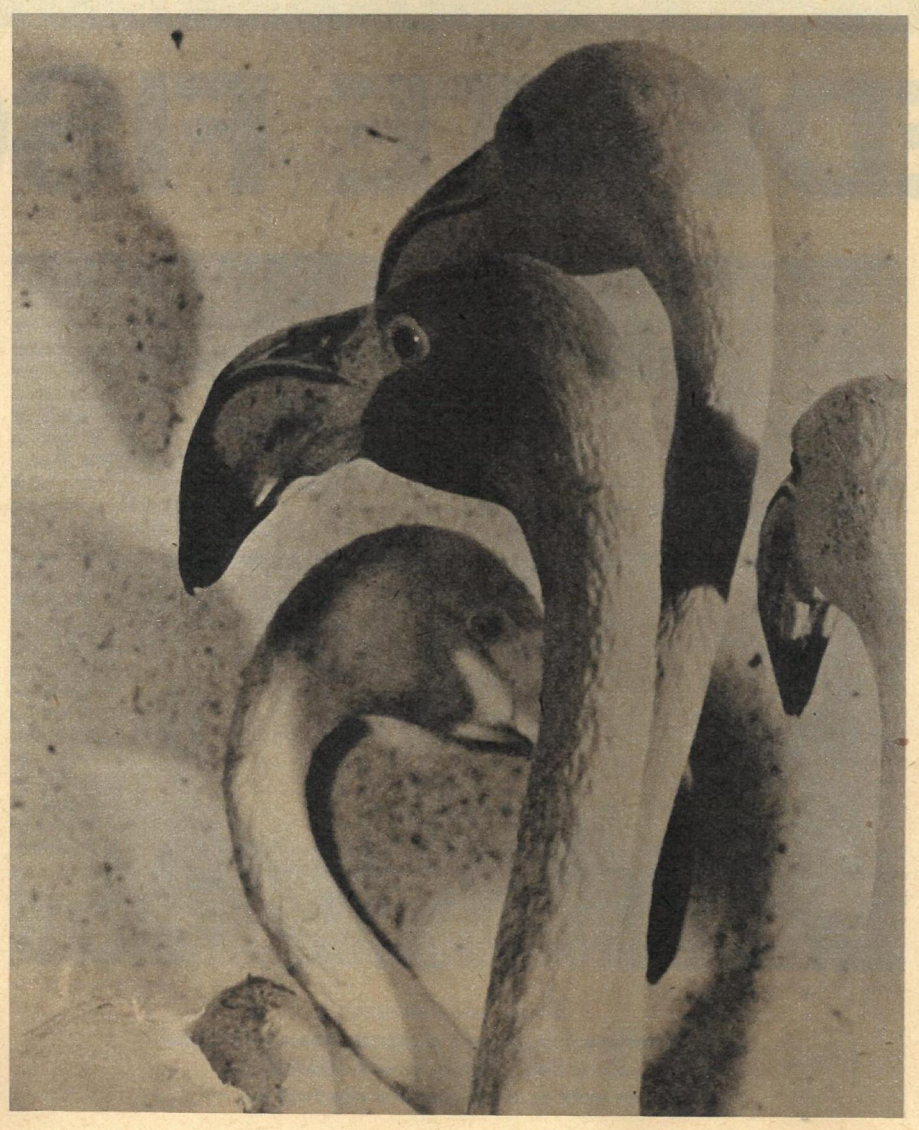
Auch der Pelikan hat in der Kulturgeschichte und in der Mythologie eine Rolle gespielt. Es gibt ein altes Märchen, in dem der Pelikan als das Symbol der Mutterliebe, ja sogar der Bereitschaft der Mutter, sich für ihre Kinder zu opfern, ihnen ihr Herzblut zu geben, auftritt. Dieses Märchen behauptet nämlich, daß die Pelikanmutter sich selbst die Brust aufreiße, um ihre Jungen mit ihrem Blute zu ernähren.

Die Geschichte mag vorerst unglaublich klingen und scheint jeder Begründung für eine so abwegige Auffassung zu entbehren. Trotzdem läßt sich vermuten, wie diese Sage entstanden sein mag.

Periodisch tritt an der Brust der Krauskopfpelikane, von denen auch der Dresdner Zoologische Garten einige prächtige Exemplare zeigt, ein blaßroter Fleck auf. Diese Farbe sitzt aber nicht als ein Farbpigment in den Federn, sondern liegt den Federn auf und löst sich sogar im Wasser. Wenn also der Pelikan im Wasser schwimmt und damit auch seine Brust in das Wasser taucht, ziehen sich zwei dünne rote Bahnen, von dem Brustflecken ausgehend, an den Seiten des Körpers entlang. So kann man durchaus den Eindruck gewinnen, daß sich mitten auf der Brust des Vogels eine Verletzung befindet, aus der Blut fließt. Eine andere Version der Fabel besagt, daß die Pelikanmutter ihre Jungen so sehr liebte, daß sie mit Schnabel und Krallen die Kinder liebkoste und dabei tötete. Der verzweifelte Vater öffnete sich mit Schnabelhieben die Brust, aus der Blut quoll; das die Jungen wieder zum Leben erweckte. Die christliche Mythologie übernahm das Symbol – denn Blut, das zum Leben erweckt, erinnert an das Abendmahl –, und deshalb ist es nicht verwunderlich, daß Bildnisse des Pelikans über Kirchenportalen und auf Hostien-Kelchen auch heute noch zu finden sind.

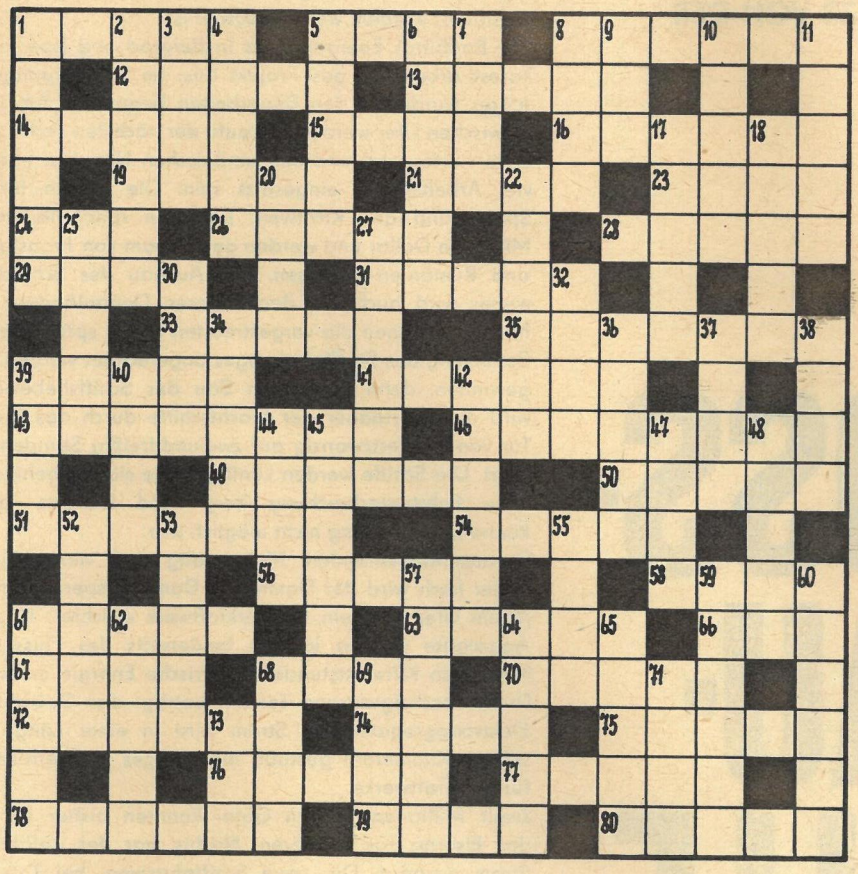
Schließlich sei noch das mythologische Tierverzeichnis von Leonardo da Vinci erwähnt, das den Pelikan mit folgenden Worten beschreibt: „Er liebt seine Jungen sehr, und wenn er sie tot im Nest findet, von der Schlange umgebracht, zerreißt er sich die Brust und bringt sie mit seinem Blut zum Leben zurück." So ist der Mensch auf vielfältige Weise in seinem Schatz der Fabeln, Sagen und Märchen mit diesen Vögeln verbunden, die uns zoologisch jedoch besonders interessieren, weil sie sich durch Körperbau und Verhaltensweise in so vollendeter Form dem Leben zwischen Land und Meer angepaßt haben.

Familien-Idyll: Die eleganten Flamingos schlafen übrigens äußerst „bequem" – auf einem Bein, den Kopf mit Ober- und Unterschnabel im Rückengefieder versteckt.



FOTOS: BERGER, HONIG, SCHIRMER, ARCHIV PROF. DR. ULLRICH

RÄTSEL



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. deutscher Maler und Graphiker († 1528), 5. Küstenvogel, 8. Teil des Auges, 12. Amaryllisgewächs, 13. Dorfwiese, 14. Einrichtungsgegenstand, 15. Bezahlung, 16. Eheschließung, 19. Stadt in Frankreich, 21. sagenhafter Keltenkönig, 23. französische Anrede, 24. Elend, 26. tropische Harzart, 28. niederdeutsch für einen bäuerlichen Wohnraum, 29. Bewohner einer SSR, 31. Sülze, 33. Grünfläche, 35. dünnes Blättchen, 39. Bewegungsform, 41. Einbruchstrichter, 43. kurze Geschichte, 46. Horntier, 49. Schlußwort, 50. Gewebeart, 51. Alpenpaß, 54. Spielkarte, 56. Kosakenführer († 1671), 58. Staatshaushalt, 61. Spion, 63. Frucht, 66. englisches Bier, 67. Brutstätte, 68. Musikzeichen, 70. Bezirksstadt südlich von Prag, 72. Kerbtier, 74. Strom in Mitteleuropa, 75. Kreis, Erdkreis, 76. Blutgefäß, 77. inneres Organ, 78. Abfluß des Baikalsees, 79. weiblicher Vorname, 80. griechische Sagengestalt.

Senkrecht: 1. besonderes Arbeits- oder Wissensgebiet, 2. Preisnachlaß, 3. ungarischer Weinort, 4. Sumpfvogel, 5. Musterschau, 6. Schweizer Kanton, 7. Teil des Geweihs, 8. Stauvorrichtung, 9. Inselbewohner, 10. europäische Hauptstadt, 11. Zeichenmaterial, 17. Rhônezufluß, 18. Flächeninhalt, 20. griechische Küstenlandschaft, 22. Ausgangsstoff für Farben, 25. Himmelsrichtung, 27. altes deutsches Zählmaß, 30. Ritter der Artusrunde, 32. deutscher Philosoph († 1804), 34. amerikanisches Kettengebirge, 36. altes Längenmaß, 37. Stadt in Nordfrankreich, 38. nordische Hirschart, 39. Baumschmuck, 40. erste direkte Steuer in Deutschland, 42. flacher Strandsee, 44. Musikwerk, 45. Wortschwall, leeres Geschwätz, 47. italienische Währungseinheit (Mz.), 48. Trinkgefäß, 52. deutsche Insel, 53. Altberliner Original, 55. Verpackungsgewicht, 57. Stadt in Nigeria, 59. Stadt in Südwestfrankreich, 60. Schweizer Kanton, 61. Mädchenname, 62. Speisewürze, 64. Stockwerk, 65. Gestalt aus „Don Carlos", 68. Säulenvorbau, 69. französischer Romanschriftsteller († 1923), 71. Nebenfluß der Saale, 73. Hohlform an Hochgebirgsgipfeln.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 23

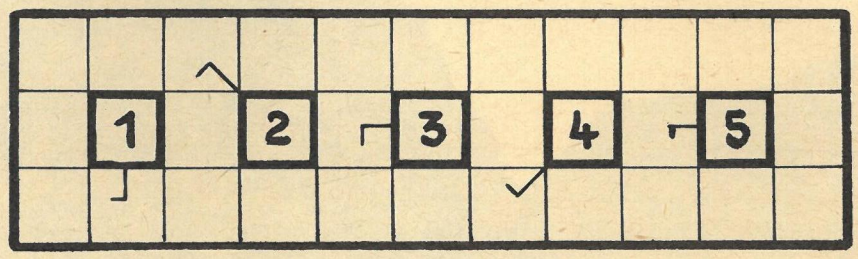
Kreuzwort- mit Füllrätsel. Waagerecht: 1. Polen, 4. Falla, 7. Limit, 10. Opal, 11. Unna, 12. Nugat, 15. Irbis, 16. Unter, 19. Akademie, 21. Tastatur, 23. Gambe, 26. Ossa, 28. Ried, 30. Areg, 32. Esel, 35. Gel, 36. Rur, 37. Reh, 39. Arosa, 41. Eugen, 43. Hel, 44. Lorca, 45. Erkel, 46. Eid, 47. Anapa, 49. Delle, 52. Spa, 54. Mir, 57. Amara, 58. Atair, 59. Nil, 60. Lid, 63. Atlas, 66. Unrat, 69. Leu, 70. Argus, 73. Avers, 75. Ero, 76. Argon, 77. Umiak, 78. Alm, 80. Eva, 81. Ems, 83. Deut, 86. Aare, 88. Tura, 90. Leto, 92. Ornis, 93. Minuskel, 96. Browning, 100. Isere, 101. Larve, 103. Edgar, 104. Kaue, 105. Kali, 106. Ornat, 107. Ramie, 108. Narew. – Senkrecht: 1. Puna, 2. Liga, 3. Note, 4. Fliege, 5. Lab, 6. Auster, 7. Laut, 8. Matt, 9. Torr, 13. Ukas, 14. Adda, 17. Nase, 18. Euwe, 20. Mure, 22. Sage, 24. Adria, 25. Barke, 26. Omaha, 27. Stola, 29. Iler, 31. Erek, 33. Sigel, 34. Linde, 35. Gala, 38. Held, 40. Renn, 42. Eile, 48. Paprika, 50. Edition, 51. Dau, 52. San, 53. Aal, 54. Mal, 55. Rad, 56. Kru, 61. Ster, 62. Para, 63. Aland, 64. Lugau, 65. Sana, 66. Usus, 67. Reise, 68. Tokio, 71. Gama, 72. Speer, 73. Amati, 74. Eger, 79. Lack, 82. Mako, 84. Eris, 85. Tour, 87. Roller, 89. Usbeke, 90. Land, 91. Tina, 93. Mino, 94. Neon, 95. Sekt, 97. Wein, 98. Igor, 99. Grew, 102. Rum. – **Füllrätsel:** 1. Regulus, 2. Ebensee, 3. Mazeppa, 4. Ballade, 5. Rossini, 6. Ardenne, 7. Nashorn, 8. Daumier, 9. Tolstoi. – „Rembrandt".

SILBENRÄTSEL

a ach al an an ar as bal bar be bein bus chen da dech di di din dom dra drei dri e e ei eid el en en erl fels fen ga ganz ge go he hoch in in in kar kö kus las le le le le lek lent li mas mein mel mel min mus na ne ner nig nok on por rant re re rei rie ro rohr sa se se sem ser si si sit skop stanz stau stel ta ta te tha thu tor tra tran tung tur va va wald we weis zehn zyl

Es sind vierunddreißig Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die fünften von unten nach oben gelesen, ein Wort des französischen Schriftstellers La Rochefoucauld ergeben. 1. Hauptstadt von Syrien, 2. Ureinwohner Amerikas, 3. Schweizer Hochtal, 4. Textilbetrieb, 5. Wertschätzung, 6. griechische Sagengestalt, 7. Reihervogel, 8. wertvoller Werkstoff, 9. revolutionärer französischer Schriftsteller („Das Feuer"), 10. Oper von Richard Strauß, 11. anschaulicher journalistischer Bericht, 12. Ballade von Goethe, 13. Berg im Siebengebirge, 14. ungarisch-österreichischer Arzt („Retter der Mütter"), 15. Dünkel, Anmaßung, 16. juristischer Begriff, 17. roter Farbstoff, 18. Kriechtier, 19. zuständige Stelle, 20. Fernrohr, 21. Heilpflanze, 22. Begeisterung, 23. Konservierungsmittel, 24. Titel eines Romans von Anna Seghers, 25. Förder-, Hebewerk, 26. Baumbestand, 27. natürliche Begabung, 28. stachlige Pflanze, 29. sinnbildliche Darstellung eines Begriffes, 30. Gaststätte, 31. widerrechtliches Eindringen in fremdes Gebiet, 32. Musikstück, 33. Zahl, 34. Starter.

1.	10.	19.	28. .....
2.	11.	20.	29. .....
3.	12.	21.	30. .....
4.	13.	22.	31. .....
5.	14.	23.	32. .....
6.	15.	24.	33. .....
7.	16.	25.	34. .....
8.	17.	26.	.....
9.	18.	27.	.....



ZAHLENBAND

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der angegebenen Richtung.

1. französischer realistischer Schriftsteller („Rot und Schwarz"), 2. historische Bezeichnung für die Salinenarbeiter in Halle, 3. Laubbaum, 4. kräftiger gemusterter, leicht angerauhter Wollstoff, 5. nordnorwegischer Hafenort.

Wieder ein neues DING MIT PFIFF (81) von Willy Moese (nach einer Leseridee), ein bildlich ausgelegter Begriff, für den Sie das richtige Wort finden sollen. Teilen Sie es uns bis zum 19. Juni 1965 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff) mit. Vielleicht haben Sie Glück und gehören zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

DING MIT PFIFF (77): Autogramm. Je ein Buch gewannen: Annemarie Oswald, Saalfeld; H. Junge, Freiberg (Sachsen); Joachim Friedrich, Berlin-Johannisthal.

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, 8023 Dresden, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto: DN, Dresden 9 1862; Postscheckkonto: Dresden Nr. 45 65

REDAKTION ZEIT IM BILD, 806 DRESDEN,
RADEBERGER STRASSE 14b,
RUF 51616, 51765, TELEX DRESDEN 019412

MIRKO DUSCHAN (BELGRAD)
BERICHTET FÜR ZB VON DER

GROSS-BAU-STELLE EISERNES TOR

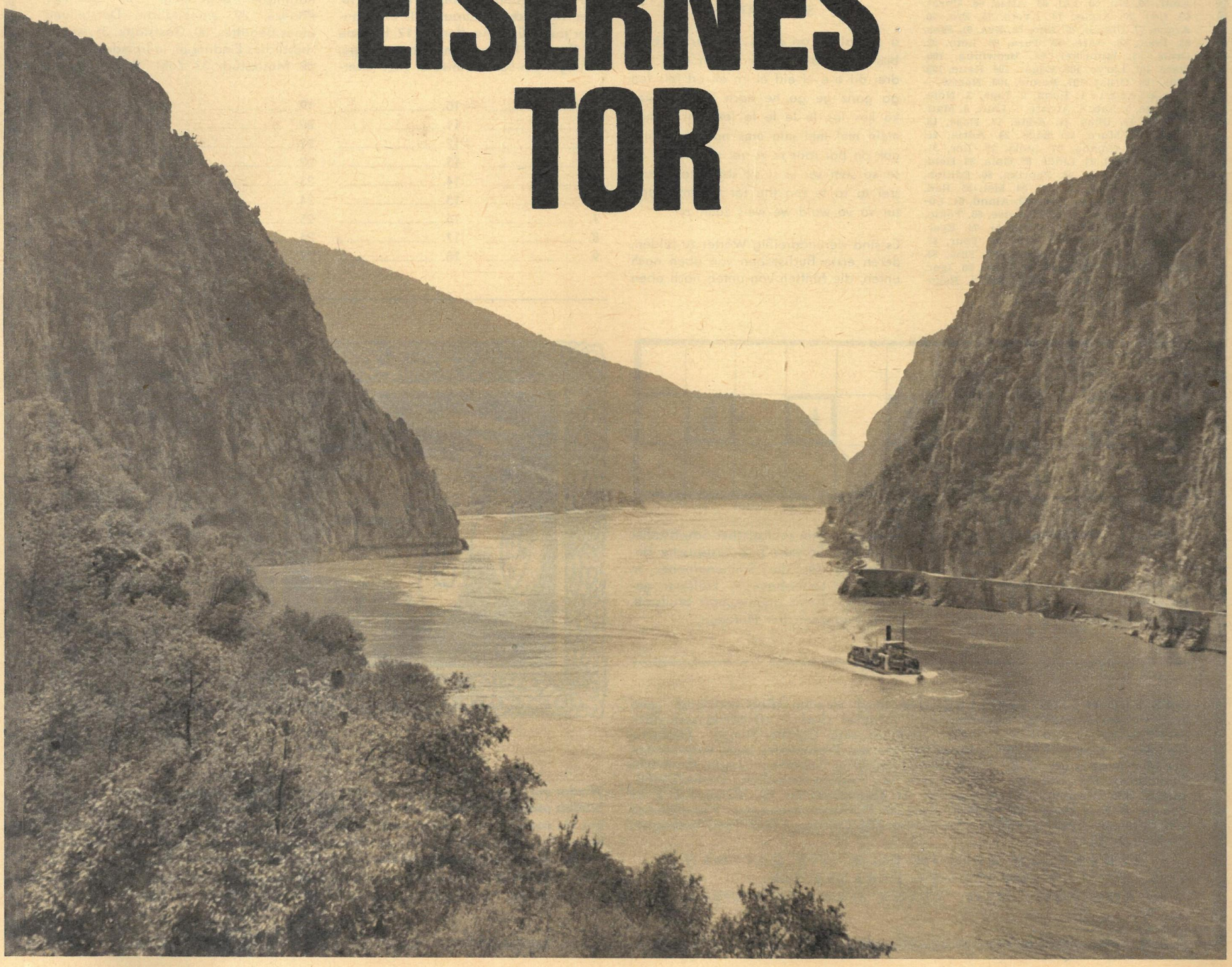
Die Donau, die still und träge durch die ungarische Tiefebene fließt, schießt am Eisernen Tor reißend zwischen steilen Felswänden dahin, die bis zu achthundert Meter emporragen. Zwischen zahlreichen Felsriffen, die nur bei Niedrigwasser zu sehen sind, bilden sich gefährliche Strudel. Neun Kilometer lang ist die Kasanpassage. In diesem romantischsten, aber auch gefährlichsten Teil des Engtals fahren die Schiffe wie durch einen brodelnden Kessel. Die Uferlandschaft, die den wilden Strom einrahmt, ist reich an Sehenswürdigkeiten. Alte Burgen, Baudenkmäler und Uferorte spiegeln sich im Wasser der Donau. Sie alle werden bald von den Fluten verschlungen sein, denn Jugoslawien und Rumänien begannen am Eisernen Tor mit dem Bau eines Staudamms, der vierundfünfzig Meter hoch sein wird.

Am jugoslawischen Ufer werden als Folge des Dammbaues zehn größere Ortschaften unter Wasser gesetzt. Über zehntausend Menschen erhalten Wohnungen in neuen Siedlungen. Auch am gegenüberliegenden rumänischen Ufer werden mehr als fünfzehntausend Menschen ihre alte Heimstatt gegen eine neue vertauschen. Die Bewohner dieser Gegend fürchteten von alters her den Strom, der ihnen oft ihr ganzes Hab und Gut fortschwemmte. Ging der Winter zu Ende, staute sich das Eis in der Enge des Eisernen Tors, dann wieder trat der Strom aus dem Bett. Man ernährte sich hier von Fischfang, Viehzucht und von ein wenig Ackerbau. Man lebte abgeschieden, denn die Verkehrsverbindungen waren schlecht. Erst durch den Dammbau und die Errichtung des Wasserkraftwerkes wird die Gegend mit Eisenbahn und Autobahn dem modernen Verkehr erschlossen. Die größte Ortschaft ist Donji Milanovac. Das Städtchen, das einige tausend Einwohner zählt, wird unter dem Wasserspiegel der aufgestauten Donau verschwinden. Die Einwohner bestimmten zum Standort ihrer neuen Häuser die unweit gelegene Hochfläche Glavica. Alle erkennen die Bedeutung des Bauvorhabens und sehen die Vorteile, die es dem Lande bringt. Niemand trauert den alten Häusern und den Streifen kargen Ackers nach, die vom Wasser überflutet werden, wenn es soweit ist.

Die Baubüros Energoprojekt in Belgrad und Ispe in Bukarest arbeiteten das Projekt aus. Im Juli vergangenen Jahres wurde mit den Bauarbeiten begonnen. Am jugoslawischen Ufer werden im Laufe der nächsten sechs Jahre etwa viertausend und am rumänischen Ufer fast ebensoviel Arbeitskräfte eingesetzt sein. Die Kosten für die Sperre und das Kraftwerk betragen rund vierhundert Millionen Dollar und werden gemeinsam von Jugoslawien und Rumänien getragen. Der Ausbau des Schiffahrtsweges wird auch von den anderen Donauländern mitfinanziert, denen die vorgestreckten Mittel später bei der Benutzung des Schiffahrtsweges angerechnet werden. Alle gewinnen, denn durch den Bau des Schiffshebewerkes wird die Fahrtdauer der Frachtschiffe durch das Eiserne Tor von hundertzwanzig auf zweiunddreißig Stunden verkürzt. Die Schiffe werden künftig, ohne sich zu behindern, ohne Fahrtunterbrechung berg- und talwärts fahren können, was bislang nicht möglich war.

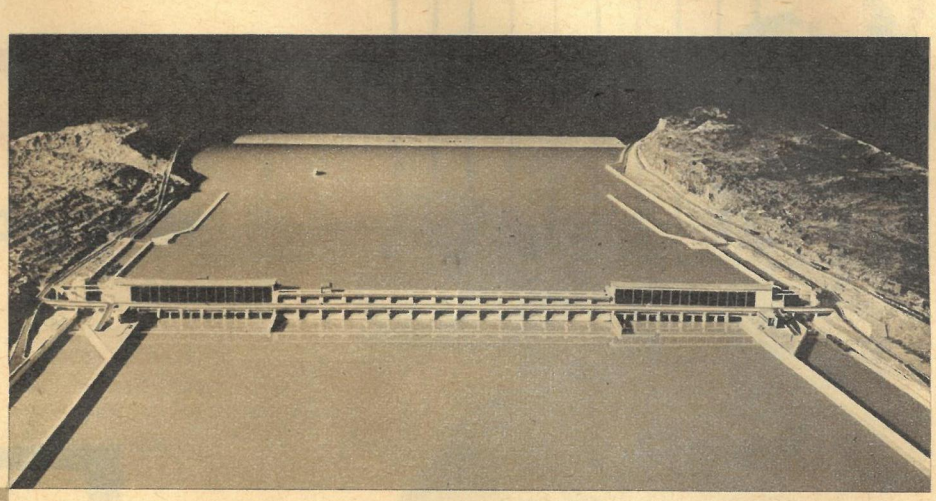
Eintausendzweihundert Meter lang und vierundfünfzig Meter hoch wird der Damm der Donautalsperre sein. An jedem Ufer wird ein Wasserkraftwerk errichtet. Je sechs Aggregate werden jährlich beiderseits des Flusses elf Milliarden Kilowattstunden elektrische Energie erzeugen. Dreiundsechzigtausend Tonnen beträgt das Gewicht der Elektroaggregate. Der Strom wird in einer Länge von achtzig Kilometern gestaut, ein riesiges Wasserreservoir für die Kraftwerke.

Zwölf Millionen Tonnen Güter konnten bisher im Jahr das Eiserne Tor passieren. Nachts war der gefährliche Strom gesperrt. Der neue Schiffahrtsweg, bei Tag und Nacht befahrbar, wird fündundvierzig Millionen Tonnen Güter jährlich bewältigen. Eine gewaltige Schiffshebeanlage entsteht. Wände aus Eisenbeton umschließen eine dreihundertzehn Meter lange und fünfunddreißig



Anfang September des vergangenen Jahres wurde mit den ersten Vorarbeiten für den Bau der Betonsperrmauer begonnen. Bald werden hier mehr als zehntausend Arbeiter tätig sein.

Vom Frühjahr bis Herbst ist die Flußschiffahrt in der Felsenenge des Eisernen Tores möglich (Bild unten), im Winter sperren mächtige hochaufgetürmte Eismassen die Durchfahrt völlig.



Der Betonstaudamm mit den beiden Kraftwerken und je einem Schiffshebewerk auf jugoslawischer und rumänischer Seite im Modell (oben). Das jugoslawische Städtchen Tekija (vorn) und am gegenüberliegenden Donauufer das rumänische Städtchen Orsava werden im Jahre 1971 unter dem Wasser verschwunden sein.

Meter breite Kammer. Ein- und Ausfahrt erfolgen durch ein fünfzehnhundert Tonnen schweres Stahltor. Um die Schiffe zu heben, werden jeweils nur wenige Minuten nötig sein.

Wichtige Bau- und Kulturdenkmäler sind zu erhalten. Ein Teil der Trajanstraße mit der berühmten Tabula Trajana wird aus dem Fels herausgeschnitten und an einen Standort gebracht, der über dem künftigen Höchststand des Wasserspiegels liegt. Auf ähnliche Weise werden auch andere Baudenkmäler vor dem Untergang bewahrt.

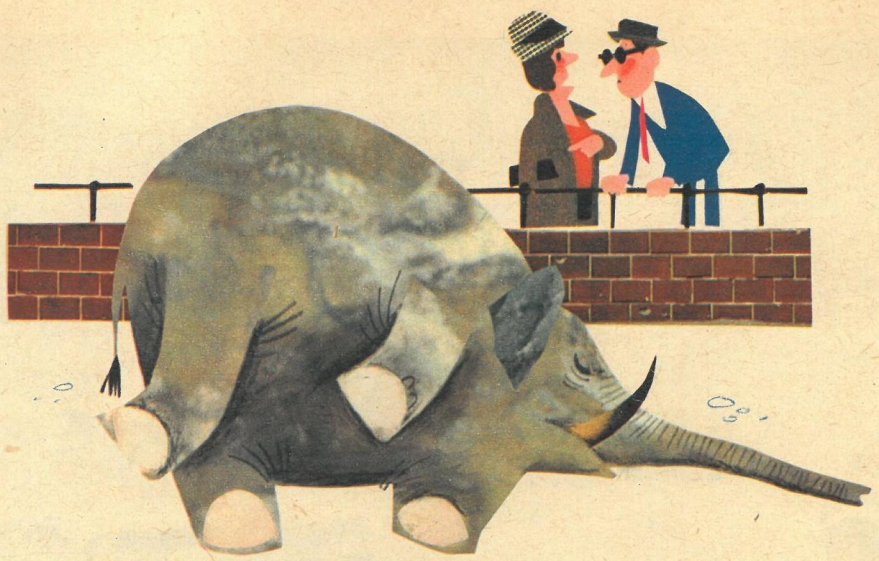
Das Eiserne Tor war Schauplatz zahlreicher geschichtlicher Ereignisse. Schon die Steinzeitmenschen versuchten, sich einen Weg durch die wilde Schlucht zu bahnen. In der Frühgeschichte kamen vom Schwarzen Meer her die Griechen. Nur wenige ihrer Boote bewältigten die gefährlichen Katarakte und die Kasanpassage. Den Griechen folgten die Römer. Sklaven meißelten aus den Felsen des Eisernen Tores die Trajanstraße. An jene Zeit der römischen Imperatoren erinnert die in den Fels gehauene Trajantafel. Auf Rom folgte Byzanz. Im sechsten Jahrhundert siedelten die Slawen. Dann kam die Zeit der Türkenherrschaft. Schließlich machten das zaristische Rußland und das k. u. k. Österreich den Türken den Besitz des Eisernen Tores streitig.

Nun gehen jugoslawische und rumänische Ingenieure und Arbeiter ans Werk, die Katarakte und Strudel des Eisernen Tores zu überfluten und der Donauschiffahrt auch an dieser Stelle eine ruhige und sichere Fahrstraße zu schaffen. Und schon jetzt steht fest: 1971 wird das große Werk vollendet sein.

FOTOS JUGOSLAWIA REVIEW

Sati(e)re im Zoo

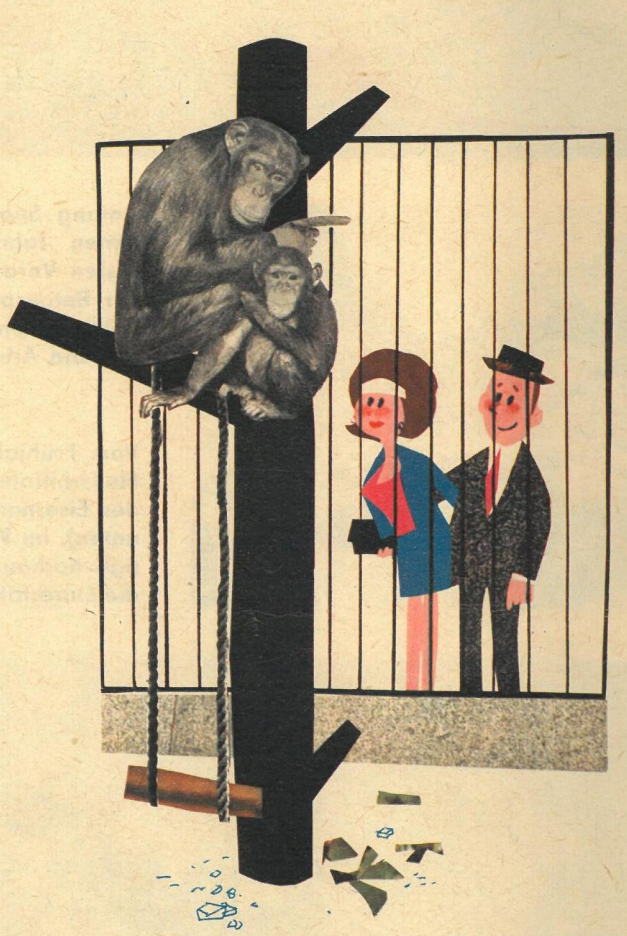
VON THEO IMMISCH



„Du hast ihm doch nicht etwa
statt Würfelzucker
eine von deinen Schlaftabletten gegeben,
Heinrich?“

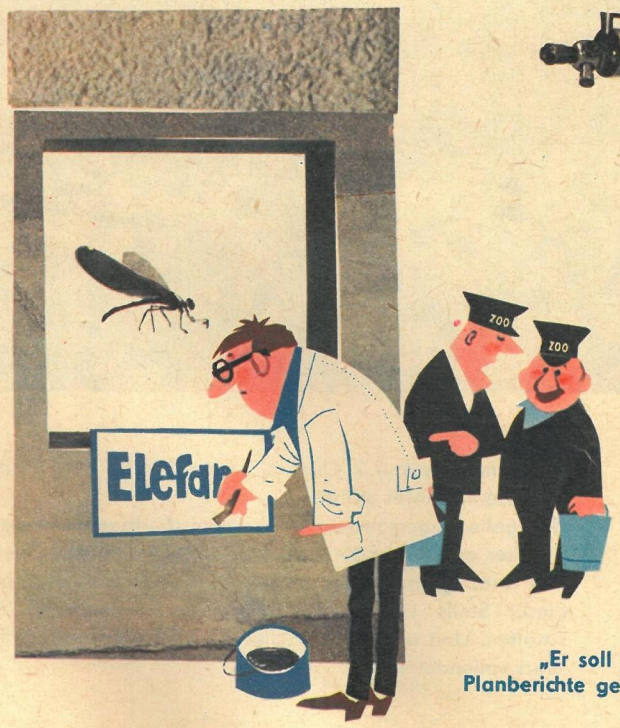
„Wenn er ins Heckfenster von unserem Trabanten paßt,
spreche ich mal mit Professor Ullrich, Käte!“

„Es sind immer die Kleinigkeiten,
die einem das Leben schwermachen!“



„Wenn sich Vater damals qualifiziert hätte,
stündest du jetzt auch
als Mensch vorm Gitter!“

„Von der Anwendung der neuen Technik
hältst du wohl nicht viel, Kollege?“



„Er soll früher
Planberichte geschrieben haben.“

„Kein Wunder,
den ganzen Tag fressen und keine Bewegung!“